

Georg Christoph Tholen

Metaphorologie der Medien (2000)¹

Abstract (deutsch)

Streifzüge durch die Landschaft der zeitgenössischen Medientheorien bestätigen: Kontrovers wird diskutiert, was die Medien als Medien ausmacht und somit erst eine ‚eigenständige‘ Medienwissenschaft begründen könnte. Die Unsicherheit, ob die - alten wie neuen - Medien unsere Welterfahrung herstellen oder nur einrahmen, ob sie bloß nützliche Mittel der Kommunikation sind oder eine zweite Wirklichkeit eröffnen, welche die erste zu ersetzen oder gar aufzulösen imstande wäre, wird freimütiger als noch in den 80er Jahren debattiert.

Bei aller Vielfalt der Theorien und Methoden, die Mediengeschichte und -theorie in den letzten Jahren zum Angelpunkt ihrer Reflexion (und ihrer eigenen Institutionalisierung) machen, fällt auf, dass die Frage nach dem epistemologischen Ort der Medien mit der sich beschleunigenden Verbreitung des Computers als Medium virulent wurde. Es reicht anscheinend wegen der multi- oder intermedialen Durchlässigkeit des digitalen Codes nicht mehr aus, nur Kommunikationswissenschaft, Publizistik, Fernseh-, Theater- und Filmwissenschaft usw. in engen Fachgrenzen zu betreiben. Und da - spätestens mit dem sich globalisierenden Internet - die Unterscheidung zwischen (manipulativen) Massenmedien und (dialogischen) Einzelmedien, zwischen Sendern und Empfängern, zwischen Passivität und Interaktivität, brüchig wird, ist Grundlagentheorie kein Anathema mehr.

Doch eben diese ‚permissive‘ Sphäre des noch unausgeloteten Medienverbunds geht mit einer beinahe wuchernden Metaphorik und Unschärfe in den Begriffen einher, die die Medialität der Medien zu bestimmen versuchen: Ist das Medium Werkzeug oder Mittel der Kommunikation? Ist es Instrument der Erweiterung (oder Amputation) der menschlichen Sinne und Organe? Oder ist es ein flüchtiges Interface der profitablen Unterhaltung, hinter der sich der Geist der Rechen-Maschine verbirgt, der des Geistes des Menschen eigentlich nicht mehr bedarf? Vielleicht aber ist es gerade dieser unversöhnliche Widerstreit zwischen ‚eigentlichen‘ und ‚uneigentlichen‘, zwischen anthropologischen und instrumentellen Definitionen, der im universellen Übertragungszusammenhang elektronischer Medien zur Disposition steht. Medien übertragen Botschaften, Sichtweisen, Ästhetiken, aber sind – als Übertragung – nicht die Botschaft selbst. Die Übertragung - wie die Metapher - passiert als Sinnvorbehalt und Sinnaufschub. Das Medium ist vielleicht das, was den (jeweiligen) Sinnhorizont eröffnet, verschiebt und unterbricht. Die Konturen einer solchen Unterbrechung sind der Gegenstand einer Metaphorologie der Medien.

1. Metaphernvielfalt: Irritationen im epistemischen Feld der Medienwissenschaften

Unleugbar hat sich, wissenschaftsgeschichtlich betrachtet, mit der Evolution der Neuen Medien die Frage nach dem epistemologischen Ort der Medien, ihrer ‚Eigensinnigkeit‘ (S.

¹ Vorstudien zu einer Metaphorologie der Medien, 1999-2001, zuerst erschienen in: *Zäsuren 1*. E-Journal für Philosophie, Medien, Kunst und Politik, Kassel-Hamburg-Düsseldorf, 2000, überarbeitet und ergänzt in: Georg Christoph Tholen, *Die Zäsur der Medien*. Kulturphilosophische Konturen, Frankfurt/M., 2002, S. 19-60.

Krämer 1996,1997) zugespitzt.² Erst aber mit der ubiquitären Verbreitung des Computers in beinahe allen gesellschaftlichen Bereichen wurde dessen Bestimmung, als *universelles* bzw. *inklusive Medium* (M. Seel 1998: 258) die vormals getrennte Einzelmedien dank der digitalen Codierbarkeit integrieren zu können, tragfähig. Und mit der ostentativen Umwerbung des ‚persönlichen‘ Computers als eines interaktiven Multimediums wurde darüber hinaus sein Ausstellungs- und Kultwert ein vorrangiges Thema sowohl der Medienskepsis wie der Medieneuphorie. Doch die hierbei in den letzten Jahren zu beobachtende Unversöhnlichkeit oder Bipolarität zwischen Kritik und Affirmation ist als solche nicht neu. Insbesondere das Schema der Kulturkritik, technische Innovationen als lebensfeindliche Künstlichkeit zu dämonisieren, findet sich in der rousseauistisch, romantisch oder lebensphilosophisch gefärbten Annahme einer verlorenen Unmittelbarkeit. Die Beschwörung technischer Innovationen und Artefakte als Heilersatz wiederum verspricht eine ebenfalls paradiesische Transparenz – ohne Vermittlung und Aufschub. Doch jede leibunmittelbare Metaphorik, welche die Ersatzwelt der technischen Medien auf die Erweiterung oder Amputation der Sinne beschränken zu können glaubt (Hammer *gleich* verstärkte Faust, Kamera *gleich* vergrößertes Auge, Radio *gleich* erweitertes Ohr usw.), erlebt nun in der Wahl ihrer Metaphern wegen der unspezifischen Vielfalt, die das digitale Medium jenseits mechanischer oder organischer Vorbilder eröffnet, eine weitere Irritation. Geltung und Grenze der unterstellten Ähnlichkeit zwischen Mensch und Maschine sind nämlich nicht mehr auf die funktionale Leistung von Bewegung und Intelligenz bestimmt, die vor allem in der Metaphorik der KI-Forschung den Ton angab, ohne freilich die ‚vollständige‘ Identität von Gehirn und Computer gefunden zu haben.

Die heutige Beliebtheit der Metaphernwahl verdankt sich vielmehr der unbestimmten Verwendbarkeit des digitalen Mediums, dessen Zweckbestimmungen loslösbarer, willkürlicher erscheinen als bei eng definierten Speicher- oder Übertragungsmedien. Diese a-teleologische Offenheit des digitalen Codes, die man in heuristischer Vorläufigkeit *universell* nennen mag, betrifft nicht mehr nur regional überschaubare Veränderungen im Feld des werkzeughaften Handelns. Vielmehr scheint das symbolische Handeln insgesamt - also Sprache und Sprechen, Darstellen und Repräsentieren - so sehr medial geprägt zu sein, dass die Frage nach dem konstitutiven Ort der Medien in den Vordergrund rückt. Die mögliche Geltung einer eigenständigen Medienwissenschaft hat es also mit dem nicht nur technischen

² Einen guten Überblick zum Stand der Forschung bietet der von Sybille Krämer herausgegebene Band *Medien. Computer. Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien* (Frankfurt/M. 1998)

Sachverhalt zu tun, dass mit der prostitutiven Nachgiebigkeit³ der digitalen Technologie gegenüber ihrem Gebrauch als Text-, Bild- oder Tonträger usw. die zweckindifferente *Übertragbarkeit* als solche zum Fokus der medientheoretischen Reflexion wird. Ich möchte hiervon ausgehend in einem ersten Schritt nun zeigen, wie sich bei der Eingrenzung dieses ‚neuen‘ epistemologischen Feldes metaphorische und begriffliche Deutungen dessen, was die Medialität der Medien ausmacht, einander überlagern.

Die Vielfalt der auf die Medien übertragenen Bilder und Begriffe verdankt sich nicht nur theoretischen oder methodologischen Vorlieben, die - je nach Perspektive - das Medium *als* Mittel der (selbstreferentiellen) Kommunikation, *als* Instrument der Informationsverarbeitung oder *als* Botschaft seiner selbst situieren. Die Variabilität der Metaphorik beschränkt sich nicht auf den jeweiligen Bedeutungsumfang. Unentscheidbar ist vielmehr, ob die dem Medium zugesprochene oder zugeeignete Bedeutung als *Mittel*, *Instrument* oder *Botschaft* das ‚Eigentliche‘ des Mediums bezeichnet, also im aristotelischen Sinne die Geltung einer klaren, ‚einfachen‘ Vorstellung beanspruchen darf, oder ob diese Wörter nur vorläufige, bloß metaphorische Ausdrücke darstellen. Ist ihr Als-Ob-Status nur die innovative, aber abnutzbare Übertragung einer Bedeutung, deren ‚ursprüngliche‘ Herkunft in anderen semantischen Feldern (etwa in der Sphäre mechanischer Werkzeuge) beheimatet ist und auf technische Prozesse nur der Anschaulichkeit halber entlehnt wurde? Erst eine begriffsgeschichtliche Metaphorologie (H. Blumenberg 1998) des Mediums wird die epistemologischen Felder unterscheiden können, die in den zeitgenössischen Medientheorien virulent bleiben. Zugleich aber gibt es genügend Anzeichen dafür, dass die Frage nach dem Ort der Medien auch die nach dem Verhältnis von Begriff und Metapher verändert. Eine in diesem Sinne dekonstruktive Metaphorologie der Medien soll hier nun skizziert werden (vgl. hierzu auch u.a. H.-D. Bahr 1999, H.-J. Lenger 1999a, S. Weber 1999).

Unübersehbar ist zunächst, dass mit der Digitalisierung des sogenannten Medienverbunds metaphorische Als-Ob-Bestimmungen zu wuchern beginnen. Doch diese Wucherung korreliert mit einer seltsamen Unschärfe, die den ontologischen Status der Medien ‚selbst‘ betrifft: Will man nämlich die augenscheinliche Eigenart der Medien gerade im Kontext ihrer

³ vgl. zur systematischen und historischen Bestimmung der *transmissionellen Zweckoffenheit* des Technischen Hans-Dieter Bahrs Analyse in seinem Buch *Über den Umgang mit Maschinen* (H.-D. Bahr 1983); inwiefern der Begriff des Umgangsstils auf semiotische Verweisungsstrukturen von Sprache und Maschine verweist und diese wiederum im Kontext des Gebrauchs digitaler Medien auf die unvordenkliche Kluft zwischen Referent und Zeichen, untersucht der von Winfried Nöth und Karin Wenz herausgegebene Band *Medientheorie und die digitalen Medien* (W. Nöth/K. Wenz (Hg.) 1998).

digitalen Reproduzierbarkeit und ‚Auflösbarkeit‘ genauer beschreiben, d.h. die Disponibilität, die je eigenen Gebrauchsweisen in ungewohnte inter-mediale Verflechtungen ‚übertragen‘ und aus vorgegebenen Zweck-Mittel-Beziehungen herauslösen zu können, so begegnet man in dieser scheinbar haltlosen Unruhe von Als-Ob-Optionen einer Erschütterung, welche die Unterscheidung von Begriff und Metapher selbst betrifft. Doch dazu später mehr.

Zunächst nämlich möchte ich noch weitere, scheinbar weniger medienimmanente Aspekte benennen, die die epistemischen Grenzen dessen, was die Medialität der Medien ausmacht, porös werden lässt: Die mit der digitalen Codierbarkeit technisch möglich gewordene Übersetzung je singulärer Weisen der Speicherung, Übertragung und Verbreitung, die beispielsweise der Fotografie, dem Film und dem Fernsehen zugeschrieben wurden, lässt sich gewiss - in wie immer vorläufiger Metaphorik - als ein ‚lokales‘ Übertragungsgeschehen zwischen den Einzelmedien (und ihren angestammten ästhetischen Formbildungen) beschreiben. Mit der ‚globalen‘ Beschleunigung der digital vernetzten Kommunikationswege verliert jedoch diese sozio-geographische Metaphorik des Lokalen ihre Plausibilität. Die in der Theorie der Massenmedien gängige Verortung von ‚Ein-Weg-Medien‘ und ‚Zwei-Weg-Medien‘ etwa, die dem Kommunikationsparadigma der Theorie der Massenmedien zugrunde lag, wird nicht nur wegen der tele-technischen Ausdehnung des Internets und World Wide Webs in soziologischer Hinsicht fragwürdig. Die Ent-Fernung oder Auflösung der vermeintlichen Körpernähe, die vom Telefon bis zum Internet sich steigert, offenbart vielmehr die dem Kommunikationsparadigma immer schon innewohnende Aporie, nämlich die Vorstellung der *un-mittelbaren, distanzlosen* Gemeinschaftlichkeit, die das Bild der Face-to-Face-Kommunikation suggerierte. Der Begriff der Kommunikation selbst nämlich - normativ verstanden als dialogische Über-Ein-Stimmung oder gar als ungeteilte Verschmelzung zwischen Sender und Empfänger, zwischen Ich und Du - überspringt in der Unterstellung des Gemeinsamen den stets schon medialen Zwischenraum zwischen Sender und Empfänger. Doch eben dieser Zwischenraum der medialen Einrahmung der Kommunikation⁴ tritt mit der Diffusion räumlicher Beziehungen von Nähe und Ferne im Internet deutlicher hervor.

⁴ Wolfgang Hagen hat in seinem Beitrag *Mediendialektik. Zur Archäologie eines Scheiterns* diese Selbstverkenning des medialen Dispositivs am Beispiel der empirischen Mediensoziologie und ihrer Ausblendung des Kriegshorizonts der Nachrichtentechnik, der sie sich gleichwohl verdankt, nachgewiesen. Dass und wie die gegenüber der pragmatisch verfahrenen Technikakzeptanz- und Wirkungsforschung im Feld der Massenmedien auch das gegenstrebige Interesse der Kulturkritik, namentlich die ‚Kritik der Bewusstseinsindustrie‘ (H. M. Enzensberger), ihrerseits das Medium nur als manipulatives oder emanzipatives Mittel zu verorten versuchte, markiert einen weiteren blinden Fleck in der Geschichtsschreibung der Medien (vgl. hierzu: W. Hagen 1996).

Diese heterotope Ortlosigkeit zwischen realen und virtuellen Räumen, von der etliche Medienanalysen sprechen, die sich der theatralen Performanz interaktiver Foren und Marktplätze, virtueller Gemeinschaften und digitaler Städte widmen und hierbei nach der Welthaltigkeit künstlicher Agenten und ‚personae‘ fragen (S. Turkle 1998, E. Esposito 1998, S. Zizek 1999, V. Burgin 1999), zeigt zweifellos, dass die an das vermeintliche Hier und Jetzt körperlicher Anwesenheit gebundenen Identitätsvorstellungen unzureichend sind. Übersetzt man diese im virtuellen Rollenspiel ausagierte Oszillation zwischen Anwesenheit und Abwesenheit in den kategorialen Rahmen der metapsychologischen Theorie, so zeigt sich ernüchternd, dass Intersubjektivität immer schon sprachlich mediatisiert ist und die Unterstellung eines monadologischen Ichs, das sich - face-to-face - im anderen spiegelt, dem imaginären Sog des Kommunikationsparadigmas zugrunde liegt. Das sprechende Subjekt imaginiert im virtuellen Maskenspiel die Verschmelzung oder zumindest Annäherung von Selbstbild und Vorbild, die ihm als sprechendes, d.h. auf den anderen angewiesenes Subjekt verwehrt bleibt. Das Subjekt ist in seiner Subjektivität immer schon ortlos, nie leibunmittelbar, nie mit sich identisch oder mit seinem Selbst konform.

Doch dieser Befund scheint nun – wie Sherry Turkle betont hat - auch augenscheinlicher werden zu können, wenn das zwischenleibliche Sprechen als Übertragungsgeschehen innerhalb telematischer Räume die ‚zwischenleibliche Divergenz‘ (B. Waldenfels 1998: 213f) imaginärer Gestalten oder Gestaltungen vermehrt. In diesem Sinne belegen gerade die multiplen Selbst-Konzepte im Cyberspace, die Turkle in den Maskenspielen der MUDs und MOOs beschrieben hat, die *nicht-unitäre* Partialität, die den rollenspielenden Identifikationsmustern zukommt. Neu an ihnen ist nur, dass ihre operative Emergenz in der asynchronen und körperlosen Fernkommunikation des Internet statt “falscher realer Objekte” nunmehr “wahre virtuelle Objekte” (E. Esposito 1998: 270) generiert und diese untereinander kommunizieren lassen kann. Der nicht zugängliche Ort des Abwesenden oder Anderen freilich, der den fiktionalen Raum imaginärer Einheitlichkeit, Ganzheitlichkeit und Vollständigkeit ebenso freisetzt wie unterbricht, ist nicht ‚real‘ überführbar in einen fiktiven Raum, in der die Unterscheidung von Selbstreferenz und Fremdreferenz ‚realiter‘ aufgehoben wäre: “Der Raum, in dem der Cyberspace installiert wird, ist so wenig ein Cyberspace, wie das Bett, in dem der Träumende ruht, ein geträumtes Bett ist.” (B. Waldenfels 1998: 239) Alle drei bisher genannten Momente - die Durchlässigkeit des digitalen Mediums, die Fernanwesenheit telematischer Räume und die Rollendiffusion im Cyberspace - haben es

mit der noch nicht näher bestimmten *permissiven* Sphäre des ‚Als-Ob‘ zu tun. Dieser Durchlässigkeit verdankt sich, wie jeder Streifzug durch die zeitgenössischen Medientheorien belegt, das Wechselspiel metaphorischer und begrifflicher Distinktionen in der Definition der Medialität der Medien. Ich wähle im Folgenden nur exemplarisch und cursorisch einige dieser Definitionen aus, um zu zeigen, dass der Umweg einer Metaphorologie der Medien sich lohnen könnte.

- *Medialität als fragmentarische Welterschließung*

Die allgemeinste Bestimmung, die für alle Medien gelten könnte – so Sybille Krämer in dem bereits erwähnten Band *Medien. Computer. Realität.* – könnte lauten: “Medialität drückt aus, dass unser Weltverhältnis und damit alle unsere Aktivitäten und Erfahrungen mit welterschließender – und nicht einfach weltkonstruierender – Funktion geprägt sind von den Unterscheidungsmöglichkeiten, die Medien eröffnen [...]” (S. Krämer 1998: 15). In Anlehnung an das bekannte Axiom Gregory Batesons ergänzt hierzu Martin Seel: “Medien [seien] Unterschiede, die einen Unterschied machen (M. Seel 1998: 245). Diese, vom Autor selbst ‚realistisch‘ bzw. ‚moderat‘ genannte These des Konstruktivismus hat zweifellos den Vorteil, dass mit ihr die “ontologische Unschärfe” (ebenda: 260) der immer schon medial vermittelten Weltzugänge unhintergebar scheint. Mehr noch: Die – an Kants Erkenntniskritik gemahnende – “konstitutive Instabilität und Variabilität der medialen Präsentationen” (ebenda: 261) wird hiermit ebenso deutlich wie der mit dem digitalen Medium wachsende Spielraum von Differenzen und Formbildungen, den die Medien eröffnen. Die Frage jedoch bleibt, ob und wie der mit der ‚Grundunterscheidung‘ des binären Codes gegebene Zuwachs des Spektrums von Differenzen und Formbildungen das Verhältnis von Intentionalität und Realität selbst berührt. Bleibt der kategoriale Ort des ‚Wir‘ und seiner Welterschließung unter multimedialen Vorzeichen derselbe? Zeigt sich nicht eine Aporie in der folgenden These: “Unser integrierter Computer ist ein nichtnatürliches, historisch und kulturell zunehmend unverzichtbares inklusives Medium. Dieses verschärft die multimedialen Verhältnisse, in denen *wir immer schon* (H. v. m.) stehen.” (ebenda: 258). Ist diese *unsere* Intentionalität ein un-teilbarer, immer schon *gegebener* Terminus a quo oder ad quem? Anders gefragt: Teilt oder unterbricht nicht seinerseits – von keiner Intention einholbar – der epochale Einschnitt medialer Konfigurationen die vorgebliche Heimstatt des verfügungsstolzen *Wir*?

- *Medien als Mittel der Kommunikation*

Im Feld der systemtheoretischen und konstruktivistischen Ansätze wird diese als *durchgängig* bestimmte Intentionalität zum vorgegebenen Horizont der Bestandserhaltung von (wie immer auch funktional definierten) Systemen.⁵ Die Frage nach der Möglichkeit des Horizonts systemischer Selbstreferenz wird ersetzt durch die Vorannahme einer strikt kausal verknüpften Iteration von System-Umwelt-Unterscheidungen oder Beobachtungen von Beobachtungen. Auch wenn diese Beobachtungen an sich selbst ausschnitthaft bleiben und ihre eingestandene Fragmentalität oder Blindheit die jeweils nachfolgende oder darüber liegende Beobachtung zu übersehen glaubt, weist diese in sich und sich selbst gegenüber immer schon durchsichtige Intentionalität als solche keinen blinden Fleck auf. Sie wird vorgestellt als selbstbezügliche (selbstgenügsame) Evidenz und kontinuierliche Transparenz von kognitiven Unterscheidungen (d.h. Setzungen). Es gibt – im Begriff der Selbstreferenz - keine Vorannahmen, Ideologeme, selektive Diskursfiguren oder Phantasmen, die das *Bei-sich-selbst-bleiben* dieser wie immer punktuellen Durchsichtigkeit stören könnte. Die Beobachtung ist so privilegiert wie das göttliche Auge der platonischen Erkenntnislehre. Folglich ist die Metaphorik der systemtheoretischen Bestandserhaltung die der *Kommunikation*, die sich selbst - ihre unmittelbare Gemeinschaft mit sich selbst - voraussetzt: “Menschen können nicht kommunizieren, nicht einmal ihre Gehirne können kommunizieren, nicht einmal das Bewusstsein kann kommunizieren. Nur die Kommunikation kann kommunizieren.” (N. Luhmann 1988: 884). Das, was als Medium dazwischenkommt, wird – eingespannt in aristotelischer Teleologie – zum Mittel der Selbsterhaltung als dem vorrangigen, bereits vorentschiedenen Zweck: “Ein Medium ist also Medium nur für eine Form, nur gesehen von einer Form aus [...] Das Gesetz von Medium und Form lautet: dass die rigidere Form sich im weicheren Medium durchsetzt.” (ebenda: 891-892). Die hieran sich anschließende konstruktivistische Definition bewahrt die intentionale (autopoetische) Vorgegebenheit von Kognition und Kommunikation und überträgt sie auf den Prozess der gesellschaftlichen Selbststeuerung: “Als ‚Medien‘ bezeichne ich alle Materialitäten, die systematisch zu einer geregelten und gesellschaftlich relevanten semiotischen (bzw. symbolischen) Kopplung von lebenden Systemen genutzt werden (können).” (S. J. Schmidt 1998: 57). Ähnlich wie bei Luhmanns Theorie der generalisierten Kommunikationsmedien wird die Metaphorik von Undurchsichtigkeit und Transparenz, von

⁵ Zum Erbe von Husserls Eidetik in der systemischen Kommunikationstheorie vgl. auch: G. C. Tholen 1999: 23-28)

Schein und Augenschein, nicht thematisiert: “Medien beobachten *scheinbar* (Hervorhebung von mir) alles und überall, sie beobachten, dass sie beobachten und wie sie beobachten, und sie beobachten sich gegenseitig beim Beobachten.” (ebenda: 68)

- *Materialismus der Medien. Zur Metaphorik anthropologischer und instrumenteller Diskurse*

Die instrumentelle Metaphorik des Mediums als Mittel ist der Gegenpart zur anthropologischen und supplementiert diese. Hervorheben möchte ich hier nur einige tropischen Figuren und metaphorischen Wendungen die diesem Diskurstyp eigen sind, und zwar aus zwei Gründen: Erstens zeigen die folgenden Beispiele, dass die in der klassischen Metapherntheorie untersuchten Muster der *Substitution* und der *Ähnlichkeit*, die den Gebrauch von Metaphern kennzeichnen, in zeitgenössischen Medientheorien wirksam bleiben. Zweitens aber möchte ich die Aporie benennen, in der sich gerade nicht-metaphorisch ausgerichtete Definitionen verfangen, die *den* Menschen durch *die* Technik ersetzen wollen, hierbei aber die imaginäre, d.h. spiegelsymmetrische Zweiwertigkeit anthropologischer und instrumenteller Diskurse – wie unfreiwillig auch immer – fortschreiben.

Technische Medien als *Organersatz* oder *-erweiterung* zu verstehen, ist jene Metapher der Leibprojektion, deren rhetorische Grundfigur in der Entgegensetzung natürlicher und künstlicher Funktionen besteht. Nach Arnold Gehlen war es vor allem Jürgen Habermas, dessen Schrift *Technik und Wissenschaft als Ideologie* (1968) dieselbe zirkelschlüssige ‚Übertragung‘ von Bios und Techné vornimmt, die auch in den Theorien der künstlichen Intelligenz den Vergleichsmaßstab bildeten: Das Technische - als ‚Projekt der Menschengattung insgesamt‘ und als ‚Funktionskreis zweckrationalen Handelns‘ definiert - sei im Verlauf der zunehmenden Abstraktion vom ‚Körper‘ auf die Welt der ‚technischen Mittel‘ projiziert worden. Entlastet, verstärkt und schließlich ersetzt seien in der Geschichte der Technik zunächst Hände und Beine, sodann das Auge, das Ohr, die Haut und zuletzt das Gehirn. Und dieses ‚Gehirn‘ wiederum – so die unbemerkte Übertragung der kybernetischen Artificial Intelligence-Metapher⁶ – sei das ‚steuernde Zentrum‘.

⁶ diese KI-Metaphern werden von Ranulph Glanville als typisch für die (statische) Kybernetik 1. Ordnung (First-Order-Cybernetics) analysiert (R. Glanville 1988: 199). In immanenter Fortschreibung der Turingmaschine und Automatentheorie versucht hingegen Oswald Wiener, ein Modell der Introspektion oder Selbstbeobachtung als *Schirmbild* zu metaphorisieren, welches sich in modularen, ‚gefalteten Turingmaschinen‘ verkörpere (O. Wiener 1990: 150).

Marshall McLuhans populäre Redefigur von den technischen Medien als Amputationen und Ausweitungen des Menschen - als ‚Extensionen der Gesamtperson‘ (M. McLuhan 1968: 63) - wiederholt ähnlich wie die seines Schülers Derrick de Kerckhove die *Gleichsetzung* von Gehirn und Technik und, im selben Atemzug, die *Entgegensetzung* von Sinnlichkeit und Abstraktion. Das unvermittelte Amalgam dieser Opposition ergibt dann das vertraute Schema der anthropologischen Medienkritik. Zwei Beispiele dieser Leibmetaphorik seien hier erwähnt: “Im elektrischen Zeitalter, das unser Zentralnervensystem technisch so sehr ausgeweitet hat, dass es uns mit der ganzen Menschheit verflucht und die ganze Menschheit in uns vereint, [...] ist es nicht mehr möglich, die erhabene und distanzierte Rolle des alphabetischen westlichen Menschen weiterzuspielen.” (ebenda: 10). Bei de Kerckhove verbindet sich dann diese Verfallsrhetorik des Verlusts an Unmittelbarkeit mit einem Versprechen einer planetarischen, insbesondere katholisch codierten⁷ Erlösung. Die Metapher der Technik und der Sprache als Abstraktion vom Körper lautet: “Das Prinzip der Abstraktion, das in wachsendem Ausmaß von der Erfindung der Schrift bis hin zur Informationsgesellschaft bestimmend ist, erreicht mit dem griechisch-römischen Alphabet einen Grad an Dekontextualisierung, der fähig ist, die Kommunikation zu entsinnlichen. Abstraktion könnte zumindest auf der Ebene der Sprache ohne weiteres als der *Austausch* (H. v. m.) der Sinne gegen den Sinn [...] definiert werden. Durch die Struktur des phonematischen Alphabets wird die komplexe Sinnlichkeit der *lebendigen*, gesprochenen Sprache in *abstrakte* Konzepte (H.v.m.) umgewandelt.” (D. de Kerckhove 1995: 29).

Begrifflichkeit und Metaphorik dieser Leibprojektion werden wiederum unmittelbar gleichgesetzt in der Definition der Neuen Medien, die Norbert Bolz in verschiedenen Beiträgen vorlegte. Bemerkenswert ist an dieser Figur der Medienrhetorik vor allem, wie eine in begrifflichen Abkürzungen sich verkleidende Definition in Gestalt abgenutzter Metaphern zu wuchern beginnt und zugleich die jeweils verwendete Metapher als strikten, den Sachverhalt abbildgetreu wiedergebenden Begriff in den Raum stellt: “Elektronik ist eine globale Erweiterung unseres zentralen Nervensystems, das ja selbst als ein elektronisches Netz verstanden werden kann, das unsere Sinne koordiniert. [...] Die freien Gedanken sind zerebrale Software, Geist ist der Inbegriff aller möglichen Datenkombinationen, und Kultur heißt das Spiel auf der Tastatur des Gehirns.” (N. Bolz 1990: 154-155). Dieser Diskurs, dessen ‚Kunst‘ darin besteht, Begriffe als pure Embleme oder Signets kursieren zu lassen, könnte vielleicht postmodern genannt werden, wenn man damit das Oberflächendesign

⁷ vgl. dazu ausführlich: G. C. Tholen 1998: 75

kurzlebiger Ikone meint, deren metaphorische Suggestibilität sich ihrem ‚anschaulichen‘ Werbecharakter verdankt.

Dass und wie hier die gewiss mühsame Anstrengung des Begriffs, den Status metaphorischer ‚Als-OB‘-Bestimmungen zu reflektieren, durch den deiktischen Gestus ersetzt wird, den *uneigentlichen Schein* der Medien-Metaphern zum *eigentlichen Wesen* der Postmoderne zu stilisieren, zeigt die folgende Textpassage: „Elektronische Medien nennen wir jene unterschwellige technologische Erweiterung unseres zentralen Nervensystems, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts statt hat. [...] Dem Zentralnervensystem erscheint der eigene Körper als Außenwelt, und die Großhirnrinde bildet alle Körperteile, je nach ihrer funktionellen Wertigkeit, neurologisch ab. Hier setzen die technischen Implementierungen an, die man die neuen Medien nennt. Es handelt sich also um Apparate, die nicht mehr die Leistungen der peripheren Sinnesorgane spiegeln, sondern die Befehlszentrale selbst nachahmen. Der Fernschreiber funktioniert als künstlicher Mund, das Telephonmembran implementiert das Ohr, Drähte die Nervenstränge, die photographische Platte ersetzt die Netzhaut, und der Film rekonstruiert die Wirklichkeit als neurologischen Datenfluss.“ (ebenda: 154).

Der spiegelbildliche Doppelgänger dieser ganzheitlichen Organ-Metaphorik, welche den Menschen als Quasi-Maschine definiert (anthropologischer Diskurs), ist die Universalisierung der Maschine als Nicht-Mensch, die den Menschen – zumindest tendenziell - ersetzt (instrumenteller oder materialistischer Diskurs). Auch eine solche Mediendefinition, für die exemplarisch Friedrich Kittlers Diskursanalyse der technischen Codes als Träger von Medien (F. Kittler 1993: 8) stehen mag, kommt wie die gerade zitierte nicht umhin, die Metaphorik der Imitation und Implementierung, des Simulierens und Ersetzens (etwa von Subjektivität und Intelligenz) zu verwenden. Der Anspruch, die Sprache des Menschen oder genauer: die metaphorische Substitutionslogik der Sprache (also die irritierende Kluft zwischen Symbolischem und Realem im Sinne Lacans) ersetzen zu wollen durch den angeblichen Materialismus des Technischen, *überträgt* die vermeintliche Vorgängigkeit und Unmittelbarkeit *des* Subjekts auf die der Technik. Jeder ontologische Realismus, der vorgibt, den Umweg des Metaphorischen vermeiden zu können, führt dazu, den Begriff als ‚absolute Metapher‘ zu setzen. Folglich muss der sich ‚rein‘ technisch (oder gar ‚mathematisch‘) begründende Diskurs der Medien die als bloß ‚natürlich‘ begriffene Sprache des Menschen als ‚aufhebbar‘ situieren, als ein verschwindendes Moment in einer wesenslogisch begriffenen Materialität der Kommunikation, die der des hegelschen ‚Geistes‘ durchaus ähnelt.

Folgende Textpassagen mögen diese implizite Anthropomorphisierung belegen. Zunächst ein Beispiel aus der Turing-Lektüre: “Alan Mathison Turing, Brite und Homosexueller, Mathematiker und Bastler, verlor seinen Namen an eine Maschine, die alle anderen Maschinen *sein* (H.v.m.) kann. Er gab das Computerprinzip und damit *uns* (H.v.m.) an.” (B. Dotzler/F. Kittler 1987: 5). Zur Gleichsetzung von Automation und Subjektivität, die in der Metapher der *Selbststeuerung* die Vorstellung von ‚Autonomie‘ durch die der ‚Kontrolle‘ substituiert: “Unterm Titel Kybernetik erreichte die Selbststeuerung, nachdem sie von Subjekten oder Offizieren in automatische Waffensysteme abgewandert war, am Ende den Anfang. Materie heute *ist* (H.v.m.) Information und nicht mehr nur Energie.” (ebenda: 231). Die oben hegelianisch genannte Bewegung des Begriffs wird in diesem Satz deutlich, auch wenn die apodiktische Form der These den Gestus der dialektischen Logik nur erahnen lässt. Eine andere Textstelle zeigt die Metaphorik des unmittelbaren Übergangs von Seinsbestimmungen noch klarer: “In den Computern selber dagegen *ist* (H.v.m.) alles Zahl: bild-, ton- und wortlose Quantität. Und wenn die Verkabelung bislang getrennter Datenflüsse alle auf eine digital standardisierte Zahlenfolge bringt, kann jedes Medium in jedes andere *übergehen* (H.v.m.). Mit Zahlen ist nichts unmöglich. Modulation, Transformation, Synchronisation; Verzögerung, Speicherung, Umtastung, Scrambling, Scanning, Mapping – ein totaler Medienverbund auf Digitalbasis wird den Begriff Medium selber kassieren. Statt Techniken an Leute anzuschließen, läuft das *absolute Wissen* (H.v.m.) als Endlosschleife.” (F. Kittler 1986: 8).

Der metaphorische Vergleich mit dem Hegelschen Begriff des absoluten Wissens dient hier nicht bloß als übertragendes Bild, sondern er beansprucht die selbe Geltung wie der Begriff des Geistes, der durch den der Maschine bzw. Berechenbarkeit substituiert wird, also dessen Platz übernimmt. Die dialektische Bewegung der Aufhebung des Begriffs wird hier derjenigen der Medien durch die Turingmaschine übertragen, zugeeignet: “Mit der Universalen Diskreten Maschine ist das Mediensystem geschlossen. Speicher- und Übertragungsmedien gehen beide in einer Prinzipschaltung auf, die alle anderen Informationsmaschinen simulieren kann, einfach weil sie in jeder einzelnen Programmschleife speichert, überträgt und berechnet. Eine menschenleere Bürokratie übernimmt alle Funktionen, die zur formalen Definition von Intelligenz hinreichend und notwendig sind.” (F. Kittler 1989: 196). Abgesehen von der Vorannahme ‚funktionaler‘ Leistungen der Intelligenz, die in ihrer instrumentellen Metaphorik nur den Analogieschluss

der Theorien der ‚Künstlichen Intelligenz‘, das ‚Gehirn‘ und den ‚Computer‘ gleichzusetzen, wiederholt und hierbei übersieht, dass die Subjektivität des Menschen ‚exzentrisch‘ zu seiner Intelligenz (J. Lacan) ist, erhält der die Genealogie der Medien ‚abschließende‘ digitale Code den höchsten Rang in einer Art wesenslogischen Bestimmung, mit dem einzigen Unterschied zur Hegelschen Dialektik, dass die ‚Idee‘ oder der ‚Begriff‘ sich im Prinzip der Turingmaschine materialistisch verkleidet. Die formelhafte Abkürzung, die an die oben erwähnte Emblematisierung von Norbert Bolz erinnert und den ‚Geist‘ als ‚Maschine‘ metaphorisiert, lautet folgerichtig: „der Geist namens Software [ist] als Emanation der Hardware selber entstanden [...]“ (F. Kittler 1998: 125).

Die aristotelische, d.h. mimetisch verfahrenende Entsprechung von Begriff und Metapher zeigt sich in dieser Lektüre der universellen Maschine der Berechenbarkeit auch in der Übertragung des Begriffs der transzendentalen Subjektivität auf die Turingmaschine: Ihr kommt, *geistähnlich*, die historische Rolle zu, die - als historisch überholt situierte - transzendente Form der Subjektivität abzubilden und gleichzeitig aufzulösen. Die anthropologisch verstandene Eigenschaft der dem Subjekt ehemals zugewiesenen Selbsttätigkeit oder Vernunft wird nun - gemäß der Metapher der Ähnlichkeit - der Maschine zugewiesen: „Turing Intelligence Service im zweiten Weltkrieg und seine zivilen Fortsetzungen zielen tatsächlich auf die Erfüllung der Aufgabe, die Vernunft in Kants emphatischen Sinn definierte. Selbsttätigkeit, diese höchste Bestimmung des Subjekts, ist seit Turing dazu da, um in Maschinen kopiert zu werden.“ (F. Kittler/B. Dotzler 1987: 223).

Die Ausblendung des je unterschiedlichen kategorialen Status der Mimesis, der Imitation oder Simulation führt hier dazu, dass der ‚Als Ob‘-Charakter der Turingmaschine (als einer Maschine der vollständigen Berechenbarkeit des Berechenbaren), der als solcher von Turing selbst in seinen Schriften stets behutsam mitgedacht wurde, in eine ontologische Aussage übersetzt werden soll, die zugleich das Wesen des Menschen anthropologisch fixiert, um es sodann aufzuheben: Die Rechenmaschine *ist* die Papiermaschine, die der Mensch *ist*. Turing hingegen betont die metaphorische Kluft, ohne die der Vergleich seines berühmten Imitationsspiels keiner wäre: „Wir können einen Mann, der gerade eine reelle Zahl berechnet, mit einer Maschine *vergleichen* (H.v.m.), die nur über eine endliche Zahl von Zuständen q_1, q_2, \dots, q_R verfügt, die ihre „*m*-Zustände“ heißen sollen.“ (A. Turing 1987a: 20). Seine stets um funktionale Problemlösung bemühte Ontologie oder genauer: Ontoteleologie weiß in ihrem Vergleichen von kontinuierlichen und diskreten Maschinen, dass die als funktional

begriffenen ‚Zustände‘ bereits pragmatisch als Lösungsversuche für unterschiedliche Aufgaben definiert sind: “Die Zustände einer diskreten Maschine werden als ‚Konfigurationen‘ bezeichnet.” (A. Turing 1987b: 86).

Diese Konfigurierbarkeit der diskreten Maschine, die an sich selbst bereits jede ‚einfache‘ Vorstellung eines ontologischen Reinzustandes aufsiebt, ist Turings Prämisse, *intelligente Maschinen* von anderen Maschinentypen unterscheiden zu können: “Es ist möglich, den Effekt einer Rechenmaschine zu erreichen, indem man eine Liste von Handlungsanweisungen niederschreibt und einen Menschen bittet, sie auszuführen. Eine derartige *Kombination* (H.v.m.) eines Menschen mit geschriebenen Instruktionen wird ‚Papiermaschine‘ genannt. Ein Mensch, ausgestattet mit Papier, Bleistift und Radiergummi sowie strikter Disziplin unterworfen, ist in der Tat eine Universalmaschine.” (A. Turing 1987b: 91). Der kombinatorische Zusatz also durchkreuzt die ontologische Annahme, von deren Reinheit und Einfachheit die *Wesensbestimmung* gleichwohl träumt. Der ‚Papiermann‘ also *ist*, wie Peter Schefe gezeigt hat, “keine Maschine, sondern [...] *handelt* wie eine Maschine. Sein Verhalten rechtfertigt die Bezeichnung *agentus disciplinatus*.” (P. Schefe 1997: 413); ähnlich auch M. Warnke 1997: 69-82). Dass weder *der* Mensch gemeint ist noch *die* Maschine, sondern vielfältige Gestaltwechsel bzw. Metaphorisierungen, die allenfalls eine negativ-anthropologische Bestimmung des Menschen als ‚agentus symbolicus‘ oder ‚agentus probabilis‘ (P. Schefe) erlauben, leugnet Turing nicht, wenn er fern jeder Totalisierung unterstreicht, “dass, insofern der Mensch eine Maschine ist, er eine solche ist, die Gegenstand sehr vieler Interferenzen ist.” (A. Turing 1987b: 99). Dieser Interferenz eingedenk, überträgt Turing nicht ohne Ironie bzw. schwarzem Humor das Muster einer rigiden, beinahe behavioristischen Erziehung - unter der er selber nachhaltig gelitten hatte (vgl. A. Hodges 1989) - auf die ‚Erziehung von Maschinen‘, die selbstredend die Rolle des *agentus disciplinatus* ‚interferenzfreier‘ übernehmen könnten: “Obwohl wir den Plan, einen ‚ganzen‘ Menschen nachzubauen, verworfen haben, ist es manchmal ratsam, die Lebenslagen unserer Maschine mit denen des Menschen zu vergleichen. Es wäre ziemlich unfair, von einer frisch aus der Fabrik kommenden Maschine zu erwarten, dass sie mit einem Akademiker auf demselben Niveau konkurrieren kann. Der Akademiker hatte über zwanzig oder mehr Jahre Umgang mit menschlichen Wesen. Dieser Umgang hat sein Verhaltensmuster durch diesen ganzen Zeitraum hindurch modifiziert. Seine Lehrer haben mit Absicht versucht, es zu modifizieren. Am Ende des Zeitraums werden eine große Anzahl von Standardroutinen seine ursprüngliche Gehirnstruktur überlagert haben.” (A. Turing 1987b: 99).

Erst also, wenn man Metaphern der Ähnlichkeit zwischen Mensch und Maschine mit ontologischen Bestimmungen gleichsetzt, wie es das Axiom der um *Ganzheit*, *Selbststeuerung* oder *Vollständigkeit* bemühten Leibprojektion nicht umhin kann, ist es möglich, vom ‚Ende des Menschen‘ zu sprechen (vgl. dazu: G.C. Tholen 1996a). Die apokalyptische Redefigur, die das ‚Wesen‘ des Menschen als ein in der universellen Rechenmaschine zu sich gekommenes, seine vormaligen Gestalten aufhebendes Wesen zu enthüllen sucht, verbirgt ihre eigene Metapher der Enthüllung, die ja - als apokalyptische - den Schleier vollständig aufheben will.

So ist es in diesem Diskurs nur folgerichtig, wenn im Sinne einer quasi-neurobiologischen und zugleich technischen Metaphorik das Ende oder der Verlust von Subjektivität beklagt bzw. eingeklagt wird. Unterstelle ich nämlich, wie es Kittler in seinen späteren ‚technischen Schriften‘ unternimmt, ein „materielles Substrat“ namens „Hardware“, welches im Anschluss an John von Neumanns Definition des Digitalrechners als „einzigem ‚Ja-Nein-Organ im strengen Sinne des Wortes““ (F. Kittler 1993a: 241, 240) an sein Ende gelangt sei (wie die ‚absolute Idee‘ Hegels, von der die Natur ‚abfällt‘), dann ist der existierende Schein der ‚natürlichen Sprache des Menschen‘ (ebenso wie das Schreiben überhaupt und auch die babylonische Vielfalt von Softwaresprachen) ein vorübergehender und verschwindender, ein gleichsam ‚uneigentlicher‘ Schein. Es ist dies ein nicht sein sollender, aber bössartiger Schein, der - wie Kittler ausführt – in Gestalt der entfremdenden Hülle der mächtigen Softwareindustrie das ‚eigentliche‘ materielle Wesen der Hardware *verdeckt*, *versteckt* und *verbirgt*. Die Idee dieser ‚Materie‘ lässt das in ihr nicht aufgehende ‚Symbolische‘ (vgl. dazu: G. C. Tholen 1994) tendenziell verschwinden, in kategorialer wie in empirischer Hinsicht: das Imaginäre ist im Kino aufgehoben, das Symbolische im Reellen der Zahlen.

Einige Tropen dieser materialistischen Medienanalyse, die das Verschwinden in Szene setzen muss, mögen hier genügen: „Schriften und Texte (unter Einschluss des Textes, den ich eben vorlese) existieren mithin nicht mehr in wahrnehmbaren Zeiten und Räumen, sondern in Transistorzellen von Computern.“ (F. Kittler 1993a: 225); an anderer Stelle heißt es: „mit der Miniaturisierung aller Zeichen auf molekulare Maße ist der Schreibakt selber verschwunden.“ (ebenda: 226); „Wenn Bedeutungen zu Sätzen, Sätze zu Wörtern, Wörter zu Buchstaben schrumpfen, gibt es auch keine Software.“ (ebenda: 232). Die Kluft zwischen Software und Hardware, so noch ein weiteres Beispiel, sei - so Kittler - nur eine übergängige,

tendenziell aufhebbare: “Sogar die elementaren Code-Operationen, trotz ihrer metaphorischen Fähigkeiten wie etwa Call oder Return, reduzieren sich auf absolut lokale Zeichenmanipulationen und damit, Lacan sei’s geklagt, auf Signifikanten elektrischer Potentiale.” (ebenda: 232).

- *Mediatoren und Agenten: Metaphern der Performanz*

Im Feld der Software-Geschichte ist ebenfalls eine Tendenz zur anthropomorphisierenden Metaphorik beobachtet worden. Wegweisend sind hier die Arbeiten von Peter Schefe (1997: 411-432), Jörg Pflüger (1994: 161-182; 1997: 433-460), Wolfgang Hagen (1994: 139-160; 1997: 33-68) und Sherry Turkle (1998). Mit den Anfängen der Programmiersprachen in den 50er Jahren beginnt keineswegs eine reine oder lineare Geschichtsschreibung ihrer Ideen und Konzepte. Dass es sich bei dem ‚Turmbau zu Babel‘ der Programmiersprachen - so eine triftige Metapher von C. A. R. Hoare (1975) - um eine Verkettung von abgebrochenen Entwicklungen, partialen Fortschreibungen dominanter Sprachen und mehreren paradigmatischen Verschiebungen handelt, erlaubt - im Sinne Hans Blumenbergs - ihre metaphorologische bzw. diskursanalytische Aufzeichnung (W. Hagen 1989, 1994). Gleichviel nämlich, ob man in der Beschreibung der Programmiersprachen ihren unterschiedlichen ‚Sprachbau‘ (funktionale, strukturierte oder objektorientierte Programmierstile) mit geistesgeschichtlichen Tendenzen (J. Pflüger 1994, 1997) vergleicht, oder einen atopischen Raum der Übertragung verschiedener Imperative (maschinennahe und, gegenläufig, kommunikationsnahe) situiert (W. Hagen 1997, S. Turkle 1998): die ihre eigenen Anfänge vergessende Dynamik modularer Programmierentwürfe und Applikationen verdankt sich der eingangs erwähnten Offenheit des digitalen Mediums für disparate Verwendungen.

Eben dies heißt auch, dass die sinn-indifferente Metaphorizität der Programmiertechnik keineswegs ein Manko ist. Gerade weil sich “objektorientierte Konzepte”, wie beispielsweise Jörg Pflüger nachgewiesen hat, “im Zusammenhang mit auf direkter Manipulation beruhenden Benutzungsoberflächen durchgesetzt haben” (J. Pflüger 1997: 443), so belegt der Zuwachs der interaktiven Metaphorik nur, dass die strikte Entgegensetzung zwischen einem angeblichen ‚eigentlichen‘ Sein der Programmiersprachen und ihrer ‚uneigentlichen‘ Metaphorisierung ins Wanken gerät. Jörg Pflüger und Wolfgang Hagen haben in ihren Analysen zeigen können, dass Programmieren bzw. die Geschichte ihrer Stile sprachähnlichen Prozeduren folgt: “Im Anfang waren die Algorithmen vorgegeben und

Programmieren im Wesentlichen ein syntagmatisches Geschäft, bei dem die Verknüpfung der Maschinenlogik Rechnung getragen werden musste. Die strukturierte Programmierung trat mit der großen paradigmatischen Vorstellung einer vollständigen Spezifikation eines abgeschlossenen Problemraums auf, die eher der Sache inhärent als ein Produkt der Entwickler zu sein schien. [...] Im objektorientierten Entwurf nimmt man zur Kenntnis, dass Softwareentwicklung wesentlich ein syntagmatischer Prozess ist, bei dem man sich ohne Übersicht von Teil zu Teil forthangelt. Die verobjektivierten Fragmente dienen als metaphorische Wegmarken, an denen sich der metonymische Gang orientieren kann.“ (J. Pflüger 1997: 441)

Metaphorizität geht hierbei nicht auf in ihrer klassischen Bestimmung, als bloß behelfsmäßiges ‚Vorfeld der Begriffsbildung‘ zu dienen. Ihre Unbegrifflichkeit hat, wie bereits Hans Blumenberg in seinen ‚Paradigmen zu einer Metaphorologie‘ (H. Blumenberg 1999: 91 f.) an den Horizontverschiebungen des Begriffs der Technik selbst, insbesondere an der Verschiebung von mechanistischen zu pragmatischen Metaphern, nachgewiesen hat, systematischen Charakter. Nicht die beklagbare Bedeutungsblässe abgenutzter Metaphern sondern das systematisch noch näher zu bestimmende Fehlen eines ‚einfachen‘ Begriffs des Digitalen ermöglicht das, was Jörg Pflüger als Verstellungskunst des *information hiding* im Softwareengineering resümiert hat: „Jedes Modul soll möglichst verbergen, wie es etwas tut.“ (J. Pflüger 1997: 442).

Der Spielraum dieser Verstellungskunst setzt insbesondere dann eine schier grenzenlose Metaphorisierung frei, wenn die *Schnittstelle* der Mensch-Maschine-Kommunikation und das Design ihrer multimedialen Benutzeroberflächen beschrieben werden soll. Denn diese Stelle ist weder logisch noch ‚kommunikologisch‘ (V. Flusser) standardisierbar. Sie kann - als unbesetzbarer Zwischenraum - nur metaphorisch umschrieben werden: Das *Interface* ist definitionsgemäß ein sich dazwischenschiebender, imaginärer Schirm, der an sich selbst keine substantielle oder stumme Materialität besitzt. So re-präsentieren hier die gängigsten Metaphern zumeist bekannte und eingeübte Modelle der zwischenmenschlichen Kommunikation, die in idealtypischer Zuspitzung auf die zwischen Mensch und Maschine übertragen wird. So werden etwa das Paradigma des *Dialogs*, der *Interaktion* und des *Rollenspiels* als soziales Handeln zwischen Subjekten auf das Human-Computer-Interface projiziert. Es ist die Performanz oder Performativität *dieser* Maskierung oder Übertragung selbst, deren Theatralität es gerade in der Bestimmung *der computer mediated communication*

erlaubt, vom Computer *als* Theater (B. Laurel: 1991) zu sprechen. Dass wir – nach Goffmans Bühnenmetaphorik – alle Theater spielen, ist die vorderhand plausible Folie der Metaphorik virtueller Rollen, die ihrerseits von ‚künstlichen‘ Agenten im World Wide Web übernommen werden: “An agent is one who initiates and performs actions.” (B. Laurel 1991: 47)⁸. Nicht unähnlich den Doppelgängerphantasien, von denen die frühe Literatur künstlicher Automaten ebenso zehrte wie die überzogenen Prophezeiungen kybernetischer Mensch - Maschine - Symbiosen (vgl. hierzu: H.-D. Bahr 1983 und P. Galison 1997), kreisen die neueren Cyborg-Debatten um die Frage, ob die der Roboter-Metaphorik nachempfundenen ‚künstlichen‘ Agenten im World Wide Web (*softbots* oder *userbots*) nur die Performanz der Informationsfilterung verbessern oder die Intentionalität und Identität des Individuums ‚ersetzen‘ können.

Es ist der umfangreichen Studie Sherry Turkles über virtuelle Rollenspiele und das phantasmatische “Leben im Netz” (S. Turkle 1998) zuzustimmen, dass die Vorgabe der ‚Netheads‘, nämlich das zu *sein*, was sie zu sein vorgeben, also ‚viele‘ Persönlichkeiten, Ausgangspunkt einer Metaphorologie von Selbstbildern und Vorbildern innerhalb der telematischen Kommunikation sein könnte: “Jede Epoche konstruiert ihre eigenen Metaphern psychischen Wohlbefindens.” (S. Turkle 1998: 415). Sherry Turkle analysiert kenntnisreich die Bedeutungsverschiebung, die das so genannte MUDDING als ein soziales Phänomen in der textbasierten Virtuellen Realität erhalten hat. In ihrer Untersuchung zur Entwicklung der Multi User Dimensions (MUD), die in den Labors u.a. von Xerox PARC und vom Media Lab am MIT entworfen und programmiert wurden, vermag sie sehr anschaulich die wenig beachtete Geschichte der imaginären bzw. metaphorischen Übertragung von jugendlichen Adventure Games und Rollenspielen der sogenannten Commodore- oder C64-Generation auf die Desktop- und Objekt-Metaphern der erst später realisierten Computerprogramme für

⁸ vgl. ausführlich zur Metaphorologie oder Agentologie virtueller Agenten: P. Scheffe 1997 und J. Pflüger 1997. Zur Interaktions-Metapher, deren Genealogie insbesondere Jörg Pflüger in der Geschichte der Programmiersprachen präzise nachgezeichnet hat, mögen hier zwei markante Beispiele genügen: “Agents are computer programs that simulate a human relationship, by doing something that another person could otherwise do for you.” (Selker 1994); statt Hierarchie und Delegation avanciert in jüngster Zeit auch die Metapher der Zusammenarbeit: “The metaphor used is that of a *personal assistant* who is *collaborating with the user* in the same work environment.” (P. Maes 1994). Ob freilich Pflügers Übersetzung dieser wuchernden Metaphorik in die des *Menschen*, der seine *lebendige Arbeit* bzw. seine *Arbeitsmittel* ‚im Agenten veräußere‘ (J. Pflüger 1997: 445) bzw. ‚vergegenständliche‘, die anthropologisch-humanistische Metapher der Marxschen Frühschriften fortschreibt, wäre eine gesonderte Untersuchung wert. Jedenfalls überspringt auch eine solche Metaphorik die Struktur der Als-Ob-Relation, die sie zugleich voraussetzt. Die Agentenkonzepte – so Pflüger – ließen sich zurückführen auf “eine ‚Verinnerlichung‘ technischer Artefakte *als* (H.v.m.) Auslegung intendierter ‚Mentefakte‘ und eine ‚Technologisierung des Inneren‘ *als* Anpassung an elektronische Medien.” (ebenda: 451)

‚Erwachsene‘ zu erzählen. Dies berührt die hier nicht zu beantwortende Frage nach dem Verhältnis von Einbildungskraft und technischer Erfindungslust im Bereich pubertärer Identifikationsräume. Die Verschiebung der Wortbedeutung von MUD, die Turkle nachgewiesen hat, soll hier aber zumindest als Anhaltspunkt ausführlich zitiert werden: „Anfang der siebziger Jahre trat das Spiel Dungeons and Dragons (Kerker und Drachen), das auf einem realen Rollenspiel beruht, seinen Siegeszug an. Dabei erschafft der Dungeon Master, der Kerkermeister, eine Welt, in der die Mitspieler fiktive Rollen übernehmen und vertrackte Abenteuer erleben. Das Spiel ist eine regelgeleitete Welt, die von Charismapunkten, magischen Ebenen und Würfeln bestimmt wird. Viele Mitglieder der gerade entstehenden Computerkultur erlagen der Faszination des Dungeon-and-Dragon-Universums mit seinen Monstern und Magien, wo die Welt ein Labyrinth war, dessen Geheimnisse es zu lösen galt. Im Adventurespiel, einer Gattung der Computerspiele, fand eine ganz ähnliche Ästhetik Anwendung. Dort mussten die Spieler durch ein Labyrinth von Räumen hindurchfinden, die ihnen durch Textbeschreibungen auf einem Computerschirm präsentiert wurden. So kam es, dass das Wort „Dungeon“ Eingang in die High-Tech-Kultur fand und dort einen virtuellen Ort bezeichnete. Wenn man also virtuelle Räume schuf, in denen sich viele Computerbenutzer tummeln und zusammenarbeiten konnten, dann waren diese Multi-User Dungeons oder MUDs nicht mehr und weniger als eine neue Form sozio-virtueller Realität. Zwar sind manche Spiele aufgrund der Software, die sie benutzen, strenggenommen MUSHes oder MOOs, doch bezeichnet man heute mit dem Substantiv MUD und dem Verb MUDden alle Multi-User-Welten. Da sie im Laufe der Zeit von immer mehr Spielern bevölkert wurden, die Dungeons and Dragons nicht mehr kannten, wird MUD heute manchmal auch mit Multi-User-Domäne oder Multi-User-Dimension übersetzt.“ (ebenda: 290-291).

Ob freilich mit der - negativ wie positiv bewertbaren - Aufspaltung in eine multiple Persönlichkeit, die das rollenspielende Mudding des Simulationszeitalters vervielfältigt, eine neue Epoche anbricht, ist eine wohl voreilige These, zumal sie die Metapher des ‚Selbst‘ selbst unberührt lässt. Gewiss kann durch Fremderfahrung, dank derer ja jedes imaginär antizipierende Rollenspiel nur möglich ist und eine Erweiterung der zwischenleiblichen Selbsterfahrung gewinnen kann, die Fragwürdigkeit des „unitären Selbst“ (ebenda: 421) sichtbar geworden. Ob aber mit den ‚parallelen Entwürfen‘ der Netzkommunikation gleich ein „gesundes, nichtunitäres Selbst“ (ebenda: 425) geboren sei und mit ihm die „Vision einer multiplen, aber integrierten Identität [...], deren Flexibilität, Elastizität und Genussfähigkeit

aus dem freien Zugang zu unseren *vielen Selbsten* (H.v.m) herrührt.” (ebenda: 438), ist fraglich. Die ‚gesunde‘ Metapher von der flexiblen, freien Wahl gleicht eher derjenigen der Werbung und scheint (so der argumentative Duktus von Turkle) deren metaphorische Bedeutung für bare Münze zu nehmen: So wird, um nur ein Beispiel zu nehmen, die ‚verknüpfungsoffene‘ Homepage, weil metaphorisch konstruiert, zur ‚postmodernen Wohnung des Selbst‘ (ebenda: 421) stilisiert. “Metaphern” – so Turkle – “verstärken die Fähigkeit des Internet, landläufige Identitätskonzepte zu verändern [...] Auf diese Weise werden wir darin bestärkt, uns als wandlungsfähige, emergente, dezentrierte, multiple und flexible Subjekte in einem ständigen Prozess des Werdens zu betrachten.” (ebenda: 430). Dass Metaphernbildung für die Selbstkonstitution des Subjekts grundlegend ist, ist eine These von Sherry Turkle, die sie der Theorie Lacans entnommen hat. Doch diese situier die Metapher nicht auf der semantischen Oberfläche des Bildes oder der Analogie. Man bliebe nämlich so auf der Ebene der Selbstbilder und mithin der unendlichen Quadratur von imaginären Ich-Prüfungen, die sich im Kreise drehen (Metapher der Flexibilität und Wandlungsfähigkeit etwa als postmoderne Norm).

Die Metapher, die das Subjekt trägt, ist als radikal heterogene Scheidelinie zwischen Signifikant und Signifikat vielmehr “der Effekt, in dem ein Signifikant einem anderen in der Kette [der Signifikanten] substituiert wird, ohne durch irgend etwas Natürliches für diese Funktion als Phora prädestiniert zu sein [...]” (J. Lacan 1975: 57). Dass und wie das Begehren als Quelle der Metaphernbildung zu situieren ist, zeigt das amüsante Beispiel, das Lacan in dem zitierten Text Freuds Fallanalyse zum ‚Rattenmann‘ entnimmt. Ein metaphernreicher Vorwurf oder Anwurf fällt dem Subjekt gerade dann ein, wenn es glaubt, der andere hätte ihm ein fundamentales Unrecht zugefügt. Dann dichtet das eine Subjekt dem anderen beliebige Eigenschaften an: “Die radikale Metapher erscheint in dem Wutanfall, den Freud von dem Kind berichtet, das, noch unbewaffnet in seiner Patzigkeit, wie sein Rattenmann es war, bevor er dann zwangsneurotisch wird, seinen Vater, der sich ihm widersetzt, anschrie: “Du Lampe, du Handtuch, du Teller”, wobei der Vater nicht sicher ist, ob er in dem Gesagten ein Verbrechen oder das Genie erkennen soll.” (ebenda: 58). Der Nicht-Sinn dieser Metaphorik, der die ‚Metonymie des Begehrens‘ unterhält und (wieder-) aufrichtet, ist als solcher eine “Falschheit, unbegreifbar-unangreifbar, unergründlich, Woge und Tal eines *apeiros* des Imaginären, in dem jegliches Gefäß versinkt, das aus ihm schöpfen wollte.” (ebenda: 57)

Dezentrierung und *Dekonstruktion* werden also in den Bildern des Selbst, die Sherry Turkle Revue passieren lässt, neopragmatisch übersetzt und damit fast schon zu einer abrufbaren Handlungsanweisung operationalisiert, ohne deren jeweilige Einrahmung denken oder verändern zu können. Die Kluft zwischen Dezentrierung und Opportunismus wird unscharf, Dekonstruktion beinahe zu einem erlernbaren Rollenspiel, zu einem habitualisierbaren Gleichnis bzw. zu einer *bewohnbaren Metapher*.

- *Medium als Spur und Schrift der Differenz*

Nach diesem keineswegs vollständigen Überblick über das metaphorische Feld, in dem die Medienwissenschaft ihre epistemologischen Konturen zu finden hat, möchte ich für die weitere Bestimmung des Metaphorischen auf den Ausgangspunkt der Frage nach dem Ort der Medien zurückkommen. Die bereits erwähnte heuristische Definition des digitalen Mediums *als* eines universellen Mediums der Übertragung bzw. Simulation von Zeichen und Medien, verallgemeinert zunächst den Prozess bzw. Status der Semiose: “Ursprünglich wurde der Computer als ein Werkzeug zur semiotischen Transformation von Dingen und Ereignissen eingesetzt: Zu simulieren heißt dann, Realitätssegmente in Zeichenprozesse zu überführen.” (S. Krämer 1995: 135). Was nun ist die Bedingung der Möglichkeit eben dieser Überführung – gerade auch in wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive? Und inwiefern ist hierbei die Metaphorizität des ‚als ob‘ ein wesentliches Element? Martin Burckhardt ist (wie freilich vor ihm schon andere) dem Auftauchen dieses wert-neutralen bzw. sinn-indifferenten ‚Übertragungszusammenhangs‘ in mediengeschichtlicher Perspektive nachgegangen: Der mit dem digitalen Medium metaphorisch sich aufspreizende Begriff der Information (‚Informationsgesellschaft‘) ist nach Burckhardt (1998) insofern als ein mediales A priori der Moderne zu situieren, als die ‚elektromagnetische Schrift‘ des digitalen Codes den in einem bestimmten Sinne metaphorischen und zugleich ‚transanthropologischen‘ Horizont der Medientheorie eröffnet hat. So beruht der Computer als Turing-Maschine auf einem historischen Geflecht von Diskursen und Erfindungen, zu denen Jacquards Lochkartensteuerung und Babbages Analytische Maschine ebenso wie Georg Booles Schaltalgebra gehören.⁹

⁹ je unterschiedlich wird dieser diskursive Einschnitt, der nur dissipative und keine ‚reinen‘ ‚Ursprünge‘ oder ‚Archestrukture‘ (W. Hagen 1997) des heutigen Computers zu rekonstruieren erlaubt, von M. Burckhardt (1998), W. Hagen (1994, 1997) und B. Dotzler (1996a, 1996b) bewertet.

Burckhardt weist zurecht daraufhin, dass hierbei der Schaltalgebra, genauer: George Booles *Investigations on the Laws of Thought* (1854) ein besonderer Platz gebührt. Denn indem Boole “die Algebra vom Zahlzeichen löste [und] die Null und die Eins nicht mehr als *Repräsentanten* von einem Ding begreift, sondern [sie] zu Markern des *Systems* macht, innerhalb dessen die Dinge erscheinen” (M. Burckhardt 1998: 44), wird nicht nur prinzipiell die schaltungstechnische Realisierung des Systems von Anwesenheit und Abwesenheit, oder genauer: die alternierende Oszillation zwischen diesen Zuständen (J. Lacan 1980, G. C. Tholen 1994) möglich, sondern auch das “Universalmedium des Stroms” (M. Burckhardt 1998: 44) zu einem Träger oder Boten, der sich der von ihm übertragenen Bedeutung oder Botschaft enthält (vgl. dazu grundlegend. J. Schreiber 1994). Dieser Übergang der Auffassung von der Metapher als bloßem figürlichen Ausdruck zur Metapher als ‚Transportmittel‘, lässt sich, wie zu zeigen sein wird, auch mit einem sich verschiebenden Verständnis des Metaphorischen überhaupt parallelisieren. Doch welchen Status hat diese ‚sinminterzeugende‘ oder ‚sinnüberschüssige‘ Spur¹⁰ oder Differenz der elektromagnetischen, binär codierten Schrift *als* einer ‚Meta-Schrift‘? Ist der paradoxe Befund über die Natur des elektrischen Zeichens ontologisch oder metaphorisch zu verstehen, oder nicht vielmehr: weder bloß ontologisch noch bloß metaphorisch? Burckhardts Definition nähert sich dem seltsamen Kipp- oder Umschlagpunkt zwischen Metapher (Uneigentlichkeit) und Begriff (Eigentlichkeit), der im nächsten Abschnitt näher analysiert werden soll: “Mit dem Übergang vom alphanumerischen Zeichen zum elektrischen Zeichen [...] befinden sich alle Dinge auf ein und derselben Ebene, denn dem Computer ist es egal, ob es sich um ihre Stimme, das digitalisierte Röntgenbild ihres Backenzahns handelt oder um die mit Hyperlinks versehene Johannesapokalypse. Denn die Botschaft des Computers lautet stets *Alles ist eins*, und: *nichts im Computer ist, was es ist.*” (ebenda: 43-44).

¹⁰ Den nicht-intendierten bzw. nicht-intentionalen Aspekt der Medien gegenüber den von ihnen übermittelten Inhalten nennt Sybille Krämer in Anschluss an ähnliche Überlegungen von Paul Zumthor zum Verhältnis von Text und Stimme bzw. Körper und Performanz eine ‚Spur‘, die den Überschuss bzw. das Nicht-Hermeneutische markiert: Bereits die Stimme - so das prominente Beispiel für den hier ‚körperlich‘ gewendeten Begriff der Spur - kann das Gesagte oder Gemeinte kommentieren oder gar konterkarieren. In diesem Sinne verhält sich also “die Stimme [zur] Rede, wie eine unbeabsichtigte Spur sich zum absichtsvoll gebrauchten Zeichen verhält.” (S. Krämer 1998: 79). Die Metapher der Spur ist hier eher an Ginzburgs kunsthistorisches Konzept der Spurensicherung (Rekonstruktion des Sinnganzen qua Aufmerksamkeit auf scheinbar nebensächliche und übersehene Details) orientiert als an Freuds oder Derridas Metapher der unbewussten Spur als einer ursprungslosen Umschrift. Denn die Metapher des ‚Wunderblocks‘ umschreibt nicht Löschung (Abwesenheit) oder Bewahrung (Anwesenheit) als ihrerseits anwesende Gegensätze, sondern die sie ermöglichende, selbst weder bloß anwesende noch anwesende Verkreuzung. Das unbewusste Gedächtnis ist kein die Vergangenheit aufbewahrender Behälter sondern ein a-präsenter Chorismos zwischen Erinnern und Vergessen. Doch führt uns die mit Krämers Konzept der Spur gegebene Definition des Mediums (“Das Medium ist nicht einfach die Botschaft; vielmehr bewahrt sich an der Botschaft die Spur des Mediums”, ebenda: 81) zur Frage nach dem eingangs erwähnten Sinnvorbehalt, der vielleicht das Moment des Überschusses bzw. der Disponibilität der Medien konturieren hilft.

2. Theorie der Metapher

Die im ersten Abschnitt dargelegte Vielfalt der Metaphern, die in den unterschiedlichen Definitionen dessen, was ein Medium eigentlich sei, zum Tragen kommt, führte uns nicht nur einen inflationären Gebrauch bildlicher Ausdrücke, analoger Vergleiche und wuchernder Anthropomorphismen vor Augen. Metaphorisierung scheint, ihrer metaphysischen Bestimmung gemäß, für die Begriffsbildung unvermeidlich, aber auch hinderlich zu sein. Die bisherigen Definitionen also, die auf der medientheoretischen Bühne unter anderem elektronische *Organe*, *geistäquivalente* Hardware und *doppelgängerische* Agenten unseres *Selbst* auftreten ließen, sind in ihrer metaphorischen Ambiguität keineswegs untypisch. Gemeinhin nämlich gilt der Gebrauch von Metaphern dann als ein wichtiger, wenngleich vorläufiger Behelf für die Erkenntnisgewinnung, wenn der unbegriffliche Status des Metaphorischen in seiner belebenden ‚heuristischen‘ Funktion berücksichtigt und reflektiert wird. Doch wie lässt sich zwischen abgenutzten, inflationären oder gar unbotmäßigen und klaren, der begrifflichen Einheit förderlichen Metaphern unterscheiden? Wo liegt die kategoriale Grenze zwischen dem eigentlichen Wesen des Mediums und seiner uneigentlichen Bedeutung? Doch eben diese hier von mir übernommene und im Begriff der Metapher seit Aristoteles bis heute wirkmächtige Gegenüberstellung von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit, Sinnlichkeit und Intelligibilität, setzt eine Unterscheidung von Begriff und Metapher voraus, die ihrerseits von dem selbst metaphorischen Gegensatz zwischen Eigentlichem und Uneigentlichem lebt. Der Versuch, unmetaphorisch die Metapher zu bestimmen, geriet in der Geschichte der Philosophie seit ihren Anfängen in die Verlegenheit, den *reinen* Begriff von der *unreinen* Metapher ablösen zu wollen. Die Aporie wiederholt sich, wenn wir – wie Jacques Derrida gezeigt hat¹¹ - danach fragen, worin denn ‚eigentlich‘ der Begriff der Metapher in der Tradition der Metaphysik seit Platon und Aristoteles besteht. Doch dieser unhintergehbare Umweg oder Rückweg wird eine Diskordanz zwischen Begriff und Metapher innerhalb der Theorie der Metapher hervortreten lassen, von der ausgehend die Metaphorizität der Medien vielleicht genauer bestimmt werden kann.

¹¹ In den folgenden Abschnitten resümiere ich die beiden, für die medientheoretische Fragestellung grundlegenden Abhandlungen Jacques Derridas über die Metaphorik des Begriffs der Metapher: Jacques Derrida, *Die weiße Mythologie. Die Metapher im philosophischen Text* (J. Derrida 1988) und ders., *Der Entzug der Metapher* (J. Derrida 1987)

Die Steppunkte des metaphorologischen Sprachdenkens seit Aristoteles, die hier nur cursorisch gestreift werden können, haben - wie Anselm Haverkamp wegweisend resümiert hat¹² - eine mühselige Anerkennung der immer schon tropischen - d.h. weder ‚eentlichen‘ noch ‚uneentlichen‘ -Differentialität der Sprache bewirkt. Der im Sinne Nietzsches und Heideggers grund-lose Spielraum der Metaphorizität der Sprache, der sich dem ursprungslosen Stellungsspiel bedeutungsaufschiebender Signifikanten¹³ verdankt, eröffnet ja erst, wie die oben skizzierten Diskursfiguren und Definitionen des Mediums belegten, das Spiel metaphorischer Bestimmungen, welches ‚selbst‘ nicht stillgestellt werden kann. Der unabschließbare, *indefinite* Selbstentzug der Metapher unterläuft gleichsam, wie noch zu präzisieren sein wird, ihren eigenen Begriff. Die Metapher widersteht - als uneigentliche - der begrifflichen Opposition von Eigentlichkeit (Begriff) und Uneigentlichkeit (Metapher). Diese ‚uneigentliche Uneigentlichkeit‘ des Metaphorischen ähnelt, wie wir bereits sahen, derjenigen des Mediums in seiner digitalen Gestalt. Denn dieses besitzt keine einfache Identität, kein ontologisch fixierbares Sein. Die technisch orientierte Definition der „elektromagnetischen Schrift“ etwa (M. Burckhardt 1998), war eine genuin metaphorische, aber keine bloß rhetorische: *nichts im Computer ist, was es ist*. Diese Wahlverwandtschaft oder *mimetische* Nähe zwischen Metaphorik und Technik als Weisen der Übertragung erschließt sich aber erst, wenn, wie Haverkamp zurecht hervorhebt, diese metaphorologische Pointe oder Wende in der Bestimmung des Metaphorischen bedacht wird: „An die Stelle des im Bild transportierten ‚Gehalts‘ tritt die Technik des sprachlichen Transports; die Metapher als Terminus des Transports ersetzt das Bild als Metapher der ‚Gestalt‘ (‚Figur‘).“ (A. Haverkamp 1996: 2). Doch worin unterscheidet sich der Ersatz, den die technisch wendbare Metapher des Transports vorstellt, von demjenigen, den die klassische Definition der Metapher vorstellt, nämlich die Bedeutung eines Wortes oder Nomens durch eine andere zu ersetzen? Was macht die Struktur der Ersetzbarkeit und Übertragbarkeit aus und wie verschiebt sich das Verständnis der Metapher und ihrer Begriffsgeschichte?

Die Aristotelische Definition der Metapher, die in der *Poetik* und auch in der *Rhetorik* entfaltet wird, ist für die Bestimmung der semantischen Dimension der Metapher immer noch grundlegend: „Eine Metapher ist die Übertragung eines Wortes (das somit in uneigentlicher

¹² vgl. Anselm Haverkamp, *Einleitung in die Theorie der Metapher*, in: Ders. (Hg.), *Theorie der Metapher* (1996). Zum Verhältnis von Metaphorik, Aisthesis und Medialität sind darüber hinaus grundlegend die Beiträge von R. Gasché, W. Hamacher, P. Lacoue-Labarthe, J.-L. Nancy u.a. in dem von Christiaan L. Hart Nibbrig herausgegebenen Band *Was heißt „Darstellen“?* (1996)

¹³ Zur ‚Bodenlosigkeit des Zeichenträgers‘ in der Metaphertheorie Nietzsches vgl. auch: Jacques Derrida 1988: 251f.

Bedeutung verwendet wird), und zwar entweder von der Gattung auf die Art oder von der Art auf die Gattung, oder von einer Art auf die andere, oder nach Regeln der Analogie.” (Poetik 1457 b : 1972: 85). Die aristotelische Bestimmung der Metapher und ihre kategoriale Zugehörigkeit zu der Vorstellung, die sie ersetzt oder repräsentiert, wiederholt und verschiebt sich zugleich in neueren semantisch und semiotisch orientierten Definitionen, die die Figur der Metapher als funktionale Analogie bestimmen. Zwei prominente Beispiele für die Substitutions- und Vergleichstheorien der Metapher, die den Übergang von der ‚wörtlichen‘ zur ‚übertragenen‘ Bedeutung als Wesenszug des Metaphorischen bestimmen, seien hier erwähnt: “Metapher: die Redefigur, in der ein Name oder eine Kennzeichnung auf einen Gegenstand übertragen wird, der zwar verschieden, aber analog demjenigen ist, auf das er eigentlich anwendbar ist; der jeweilige Fall: ein metaphorischer Ausdruck.” (R. Whatley [1846], hier zitiert nach M. Black [1977], in: A. Haverkamp 1996: 62). Paul Henle hat diese Definition für eine allgemeine, semiotisch orientierte Theorie der Symbolik reformuliert: “So können wir sagen, dass in einer Metapher ein Zeichen mit konventioneller Bedeutung in einer anderen Bedeutung gebraucht wird.” (P. Henle [1958], in: A. Haverkamp 1996: 81). Sieht man von der in der Geschichte der Rhetorik langlebigen Bestimmung der Metapher als Schmuck und verschönerndes Element der Rede, als ornamentale Wortspielerei und imaginativer Zierrat, in der sich eine ‚Idee‘ *ausdrückt*, oder als Zeugnis verführerischer Beredsamkeit ab, so lassen sich ausgehend von Aristoteles in begriffsgeschichtlicher Perspektive folgende semantische Dimensionen der Metapher benennen: Metaphern vergleichen, substituieren und interagieren - auf der Ebene von Vorstellungen. Metaphern stopfen die Lücken im Vokabular wörtlicher Bedeutungen, transformieren vorübergehend Bedeutungen oder erschließen neue Seinsmodi und Welthorizonte, die so sonst nicht zur Sprache kommen würden (P. Ricœur 1972; ähnlich auch H. Blumenberg 1999). Aufgabe der Metapher sei es, so etwa Ricœur, Bedeutungen der gewöhnlichen Sprache in den Dienst ungewohnter Vorstellungen zu stellen, damit das *Fremde* an ihnen in das *Vertraute* zurückübersetzt und wieder angeeignet werden könne.

Die so situierte Kraft des Metaphorischen ist deshalb nicht nur eine mimetische sondern eine poetische. Seit Roman Jakobsons Zweiachsentheorie der Sprache und der Analyse ihrer tropischen Struktur bezeugen Metonymien und Metaphern die labile Semantizität der Sprache selbst. Doch diese - strukturalistisch genannte – Aufwertung und Verallgemeinerung des Metaphorischen als Sinnverlagerung und Sinnaufschub, die nicht auf Figuren der Rhetorik und schlichtem Bedeutungswandel beschränkt bleibt, sondern – einschneidender - den

diskurshistorischen “Wandel in der Art der Bedeutung” (J. Sojcher 1969) markiert, ist eine - begriffsgeschichtlich gesehen - späte Fragestellung. Wie aber kann man, um ein ‚Bild‘ von Harald Weinrich zu verwenden, die “kühne” Verallgemeinerung des metaphorischen Grundzugs der Sprache auf die Dekonstruktion der “alten” Metaphorik zurückbiegen, die doch fest davon überzeugt war, “dass die Metaphern der Sprache Analogien, Korrespondenzen und Ähnlichkeiten abbilden, die in der Seinsordnung oder in unserem Denken vorgegeben sind.” (H. Weinrich [1963], in: A. Haverkamp 1996: 331).

Selbst aber, wenn nach Weinrich diese ‚alte‘ Vorstellung der Metapher inzwischen erodiert oder gar abgenutzt erscheinen mag, so verweist uns gerade die Metapher der Abnutzung, die diesem Argument zugrunde liegt, auf die ursprüngliche ‚aristotelische Figur‘ der Metapher zurück, auf ihren Begriff, der ja selbst die Gefahr der der Metapher innewohnenden Abnutzung benannte, um sie vom Begriff als der einmaligen, eigentlichen, nicht-abnutzbaren Einheit fernzuhalten. Somit aber, und dies macht den metaphorologischen oder tropologischen Umweg in der Bestimmung der Medialität der Medien notwendig, wäre, wie Derrida gezeigt hat, der Ursprung der Philosophie selbst - die “weiße Mythologie” der Metaphysik, “die die abendländische Kultur vereinigt” (J. Derrida 1988: 209) - immer schon ein Prozess der Metaphorisierung. Der Ursprung der Begriffe “vor allem [der] jenes Begriffs, der den eigentlichen Sinn aufrechtzuerhalten scheint, die Eigentlichkeit des Eigentlichen, das Sein [...]” (ebenda: 210) enthält ja bereits die Metapher des *reinen Sinns* als einer transparenten Figur, deren Metaphorizität freilich, um den Begriff als Nicht-Metapher von der Metapher abzusetzen, ausgeblendet bzw. ausgelöscht werden muss.

Die Metapher, so ihre aristotelische Bestimmung, ist damit betraut, ‚eine Idee auszudrücken‘. Ihre für die Idee zweckdienliche Wahrheit also ist es, mit eben dieser ‚Wahrheit‘ des bloßen, unselbständigen oder uneigentlichen Ausdrückens vertraut gemacht zu werden. Diese ihre - übergängige, sich selbst aufhebende - Gleichartigkeit (Homoiosis) mit der Idee oder dem Begriff ist ihr Bildungsgesetz: “Denn gute Metaphern zu bilden bedeutet, dass man Ähnlichkeiten zu erkennen vermag.” (Aristoteles: Poetik 1459a). Das Vermögen der Metaphernbildung als Bedingung der Wahrheit beruht auf der Nachahmung (Mimesis), die wiederum dem Vorbild, das sie imitiert, ähnlich ist. Diese Ähnlichkeit wird verstanden als eine biunivoke Entsprechung zwischen Bild und Abgebildetem, eine imaginäre Figur der mimetischen Beziehung also, die in der Poetik des Aristoteles *Physis* und *Mimesis* unbemerkt als gleichartig metaphorisiert. Sie tut dies oder soll dies tun, um die Gefahr der *künstlichen*

Loslösung des Rhetorischen, Metaphorischen (bei Platon ist es die Gefahr der Verselbständigung des *Ab-Bildes*¹⁴) einzugrenzen versucht: “Die *physis* tritt in der *mimesis* oder in der Dichtkunst, die davon eine Spezies ist, zutage, und zwar aufgrund dieser kaum sichtbaren Struktur, die bewirkt, dass die *mimesis* nicht von außen die Gewohnheit ihrer Verdoppelung vornimmt. Sie ist der *physis* vorbehalten oder, wenn man so will, die *physis* umfasst selbst ihre Äußerlichkeit und ihr Double. Die *mimesis* ist in diesem Sinne also eine “natürliche” Bewegung. [...] Nur der Mensch imitiert [bei Aristoteles] im eigentlichen Sinne. [...] Das Wahrheitsvermögen als Enthüllung der Natur (*physis*) durch die *mimesis* gehört auf kongeniale Weise zur körperlichen Beschaffenheit des Menschen, zur Anthropophysis. Solcherart ist der natürliche Ursprung der Dichtung und solcher Art ist der natürliche Ursprung der Metapher.” (J. Derrida 1988: 229). Folgerichtig ist für Aristoteles, wie er in der *Rhetorik* ausführt, die *Analogie* die exemplarische Metapher, das sie *mimesis* und *homoiosis* als anthropologischem Vermögen der ‚Übertragung von Sinnlichem auf Geistiges‘ (Hegel) unmittelbar vor Augen führt.

Doch eben diese anthropozentrische Konzeption der Metapher führt, wie wir im ersten Abschnitt (‚Metaphernvielfalt‘) sahen und wie ich hier noch einmal erwähnen möchte, in der Theorie der Medien dann zu Irrfahrten des Semantischen, wenn die *anthropomorphe* Rhetorik an dem übereinstimmenden Einklang der Wahrheit mit ihrem Referenten festhält, d.h. die Gleichartigkeit des Metaphorischen mit dem Begriff zum Begriff selbst erhebt und oder dessen Augen-Schein – in einer Art wesenslogischem Umkehrschluss - zur reinen Erscheinung der Eigentlichkeit stilisiert. Das für solche Medien-Rhetorik anschauliche Muster sei hier nochmals zitiert: “Elektronik *ist* (H.v.m.) eine globale Erweiterung unseres zentralen Nervensystems, das ja selbst als ein elektronisches Netz verstanden werden kann [...] Geist ist der Inbegriff aller möglichen Datenkombinationen, und Kultur heißt das Spiel auf der Tastatur des Gehirns.” (N. Bolz 1990: 155). Dass aber - begriffsimmanent - analogische bzw. anthropomorphe Metaphern in ihrer schier unerschöpflichen Überbestimmtheit das Wahre verfehlen können, weil im Bild kurzzuschließen versuchen, reflektiert sich bei Aristoteles in der Anerkennung, das jeder metaphorische Vergleich hinkt, elliptisch und unvollständig bleibt, also niemals, da ja bloß metaphorisch ‚absolut gut‘ sein oder ontologische Dignität reklamieren kann.

Eine zentrale Metapher des philosophischen Diskurses, an der sich der Abgrund zwischen Begriff und Metapher, zwischen Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit, zu öffnen beginnt, seien

¹⁴ vgl. hierzu: J. Derrida, Kraft der Trauer, in: M. Wetzels/H. Wolf (Hg.) 1994: 13-36

an dieser Stelle noch kurz erwähnt: das *Licht des Geistes* bzw. *Licht als Idee*. Du Marsais definiert, wie J. Derrida nachgezeichnet hat, in seiner *Traité des Tropes* die Metapher wie folgt: “Verwendet man die Formulierung *das Licht des Geistes* wird *Licht* metaphorisch verwendet; denn wie das Licht im eigentlichen Sinn uns die materiellen Gegenstände sehen lässt, erleuchtet ebenso die Fähigkeit zu erkennen und wahrzunehmen den Geist und bringt ihn in die Lage, vernünftige Urteile anzugeben. Die Metapher ist also eine Art Trope, das Wort, dessen man sich in der Metapher bedient, wird in einem anderen als seinem eigentlichen Sinn verwendet: es *befindet* sich gewissermaßen, sagt ein alter Schriftsteller, *in einer entlehnten Wohnstatt* [...]; das ist allen Tropen wesenhaft und gemeinsam.” (Du Marsais, *Traité des Tropes*: 213, hier zitiert nach: J.Derrida 1988: 244). Es gibt also eine nomadische Ambiguität des Metaphorischen. Die Metapher “ist Enteignung, Außerhalb-des-Zuhause-Seins, aber noch in einer Wohnstatt, außerhalb vom Zuhause, aber in einem Zuhause, wo man sich zusammenfindet, sich anerkennt, sich sammelt oder sich ähnelt, außerhalb von sich in sich. Das ist die philosophische Metapher als Umweg [...] in der (oder in Hinblick auf die) Wiederaneignung, der *parousia*, der Selbstpräsenz der Idee in ihrem Licht. Metaphorischer Parcours des Platonischen *eidos* bis hin zur Hegelschen Idee.” (J. Derrida: 1988: 244). Paul de Man hat am Beispiel von Lockes apotropäischer Analyse der figürlichen Rede der Metapher als verführerischer, den Verstand trübender Beredsamkeit gezeigt, wie dessen Insistenz, die Idee als nicht-metaphorische, ‚einfache‘ Vorstellung zu verstehen und diese mit dem gleichzusetzen, was ‚eigentlich‘ Licht sei, ohne tropische Übertragung nicht auskommt: “Licht als Idee (*idea*) verstehen, heißt Licht eigentlich verstehen. Aber das Wort *idea* (*eide*) selbst bedeutet Licht und zu sagen, Licht verstehen bedeute, die Idee des Lichtes wahrzunehmen, heißt zu sagen, Verstehen bedeute, das Licht des Lichtes sehen – und Verstehen sei also selber Licht [...] Die erste Idee, die einfache Vorstellung, ist die vom Licht in Bewegung, also Figur, aber die Figur ist keine *einfache* Idee, sondern eine Täuschung des Lichts, des Verstandes oder der Definition. Diese Komplizierung des Einfachen wird den gesamten Gedankengang durchziehen, der selbst nichts anderes ist als die Bewegung dieser Komplizierung (der Bewegung).” (P. de Man, *Epistemologie der Metapher* [1978], übersetzt von Werner Hamacher, in: A. Haverkamp 1996 : 420)

3. Metaphorik der Medien

Die Entgegensetzung zwischen figürlicher und eigentlicher Bedeutung - so die These des im vorigen Abschnitt eingeschobenen Exkurses zur Theorie der Metapher - steht zur Disposition.

Und mit ihr die hierarchische Wertigkeit von Begriff und Metapher. Dekonstruiert man diese in zeitgenössischen Medientheorien durchaus virulente Metaphorik des Leiblichen und Instrumentellen nicht, werden - unter positivem wie negativem Vorzeichen - nach dem anthropologischen Schema der Ähnlichkeit metaphorische oder imaginäre Ersetzungen vorgenommen und diese als das *eigentliche* Wesen des Menschen oder der Technik apostrophiert.¹⁵ Wenn beispielsweise die Turingmaschine *als* vollständiger Ersatz des transzendentalen Subjekts und das elektronische Netz *als* Verkörperung des ‚Gehirns‘ bezeichnet wird, so sind dies modellierende Metaphern, die die ihr vorgängige Metaphorisierbarkeit d.h. den Spielraum der Ersetzbarkeit selbst - immer schon übersprungen haben. Erst die Bestimmung der Metapher als unvordenkliche Übertragbarkeit (Derrida 1988) konturiert einen Selbstentzug des Metaphorischen, der uns erlaubt, die Medialität der Medien dem anthropologischen wie instrumentellem Technikverständnis zu entziehen. Wie kann nun gerade am technischen Vorbehalt des digitalen Mediums gegenüber den ihm zugeeigneten metaphorischen Wendungen bzw. Verwendungen gezeigt werden, dass der Vorbehalt des Mediums gegenüber dem, was es überträgt, einen Vorbehalt oder ‚Vorenthalt‘ umschreibt, der dem Medium zukommt, insofern es seine Definition als einem bloßen Mittel übersteigt?

Die ‚uneigentliche‘ Metaphorizität des Medialen bekundet sich, wie ich im ersten Abschnitt zu zeigen versuchte, schon im informationstechnisch definierenden Diskurs über den Computer *als* Medium. Die *hybride* Maßlosigkeit, Unreinheit und Uneigentlichkeit¹⁶ zeigt sich ja nicht nur im massenmedialen Umbruch des digitalen Medienverbunds, in der irritierenden Fusion oder Verschmelzung heterogener Einzelmedien wie Fernsehen, Internet und Telekommunikation, die in jüngster Zeit in den Programmen und Visionen der Politiker,

¹⁵ Ich habe an anderer Stelle das imaginäre Schema des anthropologischen Diskurses und seine ‚Diskursregel‘ zu analysieren versucht. (G.C. Tholen 1994). Ich fasse hier meine These nochmals zusammen: Technische Medien zu fingieren als prothetische Ordnungen eines ‚Selbst‘ oder ‚Wir‘ - also als ureigener Bestand des Menschen - , ist eine Geste, die den anthropomorphen Narzissmus noch dort fortschreibt, wo sein erträumtes oder beklagtes Ende beschworen wird. Denn der Fetischismus dieses Schemas liegt in dem Glauben, es gäbe ein vom dinglichen Schein jedweder technischen Gestaltung ablösbares Eigenes, ein verstellungsfreies und ersatzloses Proprium, dem zuliebe der artifizielle Schein als solcher sich aufzulösen habe. Das unbefleckte Ideal dieses anthropomorphen Narzissmus führt zu einer in sich kreisenden Denkfigur des unmittelbaren, vormedialen Lebens, in dessen Namen das Leben als verloren gilt; aber nach kathartischer oder gar apokalyptischer Reinigung zu sich oder auf sich zurückkommen könne. Der Geschlossenheit dieser spirituellen Topographie der Gemeinschaft des Lebens mit sich selbst entspricht die Aufspaltung zwischen verloraener *heiler* Vergangenheit und utopisch ausgemalter *paradiesischer* Zukunft. Die Verlustmetaphorik gegenüber technischen Neuerungen möchte den Spielraum der Medien in einen (heimatlich) vor-gegebenen und deshalb vertrauensstiftenden Horizont zurückholen und das stets Hinzukommende jeder ‚Tele-Technik‘ zugunsten einer selbstbezogenen, verfügungstolzen Gegenwart zurücknehmen.

¹⁶ Vgl. hierzu den grundlegenden Beitrag von Irmela Schneider: *Von der Vielsprachigkeit zur „Kunst der Hybridation“*. *Diskurse des Hybriden*, in: I. Schneider/C. W. Thomsen (Hg.) 1997: 13-66

Designer, Nutzer und IT-Unternehmen bilderflutend umworben wird. Maßlos(er) an sich selbst wird mit der digitalen Codierbarkeit der Speicherung, Übertragung und Verarbeitung von Signalen und Daten – auch der Umfang und die Gestaltung des zu Übertragenden selbst. Übertragbarkeit bezieht sich also vielleicht unmittelbarer als in früheren mediengeschichtlich relevanten Einschnitten nicht mehr nur auf die Konkurrenz angestammter medialer Darstellungsweisen. Die Ausdifferenzierung etwa der Ästhetik des Theaters und des Kinos (die natürlich keine endgültige – im Sinne eines historisch fixierbaren Datums - ist) ist – zumindest für ihre Geschichtsschreibung - überschaubarer als der immaterielle Raum des digitalen Mediums, in dem dank der beliebigen Zitierbarkeit oder Exponierbarkeit nunmehr Erzählweisen und Darstellungsformen der Photographie, des Films, des Theaters und der Videokunst (um nur einige prominente Beispiele zu erwähnen) in ihrer Konfigurierbarkeit offener, beliebiger, manipulierbarer werden.

Die Interferenz zwischen alten und neuen Medien, genauer: die zunächst technisch mögliche, ästhetisch keineswegs ausgelotete *Überlagerung* von heterogenen Weisen der Sichtbarkeit, Hörbarkeit usw. (L. Wiesing 1997) zerstreut nicht nur den referentiellen Horizont des je pragmatischen Mediengebrauchs, sondern den Spielraum des Medialen selbst. Die Struktur der digitalen Metaphorik, nämlich sinn-indifferent wie das arbiträre Zeichen nicht nur Inhalte (Botschaften) sondern unterschiedliche Weisen der Übertragung übertragen zu können, macht den medial eingerahmten Charakter von Welt-Repräsentationen, kulturellen Normen und pragmatischen Gebrauchsvorschriften deutlicher. Doch diese Vor-Gegebenheit des digitalen Signifikanten weist ihrerseits keine unmittelbare Evidenz auf. Sie artikuliert sich vielmehr als Unterbrechung und Aufschub medialer Metaphorisierungen, deren Vielfalt dem übertragenden, binären Code ‚selbst‘ gleich gültig und gleichgültig sind.

Man kann hier von einer Selbstdekonstruktion des instrumentellen Begriffs des Mediums als Mittel für vorgegebene Zwecke sprechen. Denn gerade die allgemeinste, immer noch werkzeughaft gewendete Definition des Computers als eines *universellen Mediums der symbolischen Verarbeitung von Zeichen und symbolischen ‚Maschinen‘* verweist auf eine im traditionellen Begriff der Metapher nicht aufgehende Metaphorik. In dieser Bestimmung des Computers *als* Medium ist nicht nur die Vielfalt seiner Verwendungsmöglichkeiten aufbewahrt. Vielmehr ist in dem ‚als‘ die Metaphorizität des Metaphorischen zutage getreten: Der Computer *als* Rechenmaschine weist keine andere Eigentlichkeit auf als seine Verwendung *als* Schreibmaschine oder Kommunikationsmedium. Anders gesagt: der an sich

selbst uneigentliche Spielraum von *Als-Ob-Bestimmungen* ist dem digitalen Medium weder inhärent noch äußerlich. Vielmehr markiert die Indifferenz rein stellenwertiger Optionen die Zunahme intermedialer Re-Präsentationen. Die *gestaltwechselnde* Offenheit der Digitalität supplementiert jedwede ‚ontologische‘ Identität des Computers *als* Rechner, d.h. sie schiebt sie auf. Man kann diese zweckindifferente Nähe der Wendbarkeit des digitalen Mediums mit der interesselosen Technik der Kunst in Beziehung setzen. Doch die Loslösbarkeit von instrumentellen Bezügen, die gemeinhin dem Ästhetischen als Ort des ‚interesselosen Wohlgefallens‘ zugeschrieben wurde, ist keine unmittelbar gegebene. Unter digitalem Vorzeichen lässt sie sich aber anders gewichten als im ästhetischen Diskurs des Genies, des Schöpfers oder Autors. Zum Fokus des Ästhetischen wird nämlich der differentielle Spielraum des Verschwindens und Erscheinens selber. Das Fragmentarische durchkreuzt gleichsam nun seine Bestimmung, bloß als unvollständig zu gelten (Derrida 1994, Nancy 1994). Diese Oszillation zwischen Anwesenheit und Abwesenheit, die sich mittels moderner Multimedien in jedem Wortsinne ‚augenscheinlicher‘ inszenieren lässt, könnte das Verhältnis von Technik und Ästhetik reformulieren helfen: Die Indifferenz des digitalen Mediums gegenüber Zeichen, Tönen, Bildern, Poetiken usw. verweist auf ein *In-Differenz-Sein der Technik*¹⁷ selbst, auf ihren un-eigentlichen Zwischenraum, den die Ästhetik stets neu kon-figuriert.

Wie sähe nun eine metaphorologische Bestimmung des Computers als Medium aus? Ist beispielsweise der von Kulturinformatikern und Medientheoretikern einhellig formulierte Befund, dass der Computer als programmierbare Maschine zum *“Integrator aller vorherigen Medien”* (W. Coy 1994: 30) wird bzw. in alle bisherigen Medien *übertragen* wird, nur ein metaphorischer, also uneigentlicher? Doch worin würde sich das nicht-metaphorische,

¹⁷ Hans- Joachim Lenger hat in seinem *Essay zur Differenz* (H.-J. Lenger 2000) gezeigt, dass erst eine nicht-ontologische Metaphorik eine Bestimmung des Verhältnisses von Medien, Technik und Kunst zulässt, die sich der traditionellen Opposition von technischer Instrumentalität und kreativer Autorschaft entzieht. Gerade am Begriff des *sensus communis*, am Gemeinsinn der ästhetischen Urteilskraft, so wie ihn Kant zu bestimmen versuchte, zeigt sich nicht, wie manche Kant-Interpretationen suggerierten, das *Erhabene* als ein intentional *erfüllbarer* Sinn, sondern vielmehr das Undarstellbare *an ihm*. Und zwar zeigt sich diese Verschiebung der möglichen Lektüre Kants darüber hinaus in einem oft überlesenen Wort: “Die reflektierende Urteilskraft verfährt also mit gegebenen Erscheinungen [...] nicht schematisch, sondern *technisch*, nicht gleichsam bloß mechanisch, wie Instrument, unter der Leitung des Verstandes und der Sinne, sondern *künstlich*, nach dem allgemeinen, aber zugleich unbestimmten Prinzip einer zweckmäßigen Anordnung der Natur in einem system, *gleichsam* (H.v.m.) zu Gunsten der Urteilskraft [...]” (Kant, Einleitung in die Kritik der Urteilskraft 1983: 190). In diesem ‚gleichsam‘, d.h. in der Darstellungsregel des ‚als ob‘, die ich die Regel der Metaphorizität des Medialen nennen möchte, artikuliert sich ein Chiasmus von Rhetorik und Technik, der das instrumentelle A priori des Technikverständnisses verwinden hilft: “Technik und Künstlichkeit vor aller Kunst haben sich also immer schon im Feld einer möglichen Dislozierung [...] zugetragen, wo sie nämlich den Ursprung des Mangels oder vielmehr den *Mangel an Ursprung* supplementieren.” (H.-J. Lenger 2000: 155)

‘eigentliche’ *Sein* des Computers ‘*als solches*’ von seinen bloß *übertragenen* Bedeutungen, die in den multimedialen Repräsentationen zu wuchern scheinen, unterscheiden?

Wenn - so eine erste metaphorologische Bestimmung - etwas anderes von etwas anderem an einen anderen Ort verschoben wird, so verweist diese verschiebende Übertragung auf einen *atopischen* Raum der *Übertragbarkeit*, ohne den die Übertragung nicht stattfinden könnte. Es ist dieser Raum der metaphorischen Unbeständigkeit, der die Als-Ob-Bestimmungen des Computers trägt. Das *Meta-Phorein* (Übertragen, Übersetzen, Transportieren) macht das Geschehen der medialen Repräsentation aus. Das Metaphorein ist gleichsam das Vor-Gängige und Un-Mittelbare vor den mittelhaften Werkzeug- und Zwecksetzungen, denen die Medien als Mittel dienen.¹⁸ Der Computer *als* Medium existiert gleichsam nur, indem er sich von sich selbst unterscheidet, will sagen: sich in all seinen *interfaces*, in seinen programmierbaren Gestalten und Benutzer-Oberflächen, verliert, also seine ‘eigentliche’ Bedeutung aufschiebt. Das digitale Medium *ek-sistiert* nur in seiner vielgestaltigen Metaphorizität. Das Meta-Phorein, das schon vor dem Erscheinen des digitalen Mediums als uneigentliche und unheimliche Verschiebung einzelmedialer Formen der Wahrnehmung, Erfahrung und Kommunikation (photographische, telephonische, filmische usw.) zu unterscheiden erlaubte, wird gleichsam im digitalen Medium als *unbeständiges* Übertragen thematisch. Schon vor seiner Analyse der unheimatlichen und unheimlichen Spektralität der digitalen Tele-Technologie, die Jacques Derrida in seinen *Spectres de Marx* skizziert, findet sich dieser an sich selbst ‚uneigentliche‘ Begriff des gespenstischen Mediums in seiner früheren Studie zum photographischen Medium. In dem Buch *Recht auf Einsicht*, in dem die Photographien von Marie-François Plissart und der Text Jacques Derridas in ihre jeweiligen Einrahmung reflektiert werden, heißt es: “Mir ist das Wort Medium hier sehr lieb, so wie jene Bilder mich an Gespenster, Phantome und Revenants erinnern. [...] man kann sie nachträglich beglaubigen von der ersten ‚Erscheinung‘ an. Das Gespenstische, das ist das Wesen der Photographie.” (M.-F. Plissart/J. Derrida 1985: VI).¹⁹

Diese Unbeständigkeit oder Ortlosigkeit, die nicht vorschnell gleichzusetzen ist mit dem Begriff des immateriellen Raums, wie ihn viele Diskurse über die virtuelle Realität als einem angeblich ‚ganz anderen‘ Raum verwenden, ist natürlich zunächst nur eine zeiträumliche

¹⁸ vgl. hierzu: S. Weber 1999

¹⁹ vgl. hierzu weiterführend John Taggs wegweisende Reflexion über das Zusammenspiel dekonstruktiver und diskursanalytischer Methoden für die kunstwissenschaftliche Analyse der Blick-Regime und ihrer künstlerischen ‚Auflösung‘ (J. Tagg 1997)

Metapher für den *Entzug der Metapher*, den Jacques Derrida in einem gleichnamigen Text²⁰ (J. Derrida 1987: 317-355) näher bestimmte und dessen medientheoretische Relevanz ich hier dazwischenschieben möchte:

Metapher (bzw. im modernen Griechisch *metaphorikos*) heißt: Übertragung, Übersetzung, Transport. Wir sind - so Friedrich Nietzsche - von Metaphern fort-bewegte Passagiere: "Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die poetisch oder rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheit sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen." (F. Nietzsche, *Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*, in: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, Bd. 1, 1980: 880-881).²¹

Dass man folglich nicht un-metaphorisch von der Metapher handeln kann, bedeutet zugleich: Jeder *Begriff* der Metapher kann einer metaphorischen Behandlung unterzogen werden. Keine Lehre von der Metapher, keine Metametaphorik oder Metaphorologie ist ‚beständig‘ genug, um das Feld der Aussagen zu beherrschen. Metaphorik *passiert* – als Unbeständigkeit; sie verzichtet gleichsam auf sich als einer fixierbaren Identität oder eines eigenen Namens, eines *Eigennamens*²². Metaphorik geschieht als ‚Re-Trait‘, d.h. als Rückzug und Entzug, unabschließbar, als ein stets wiederholter ‚Zug‘ der Metapher gegenüber sich ‚selbst‘: "Ihr Entzug hätte somit die paradoxe Form einer unbotmäßigen und überbordenden Insistenz, einer überschwenglichen Remanenz, einer eindringlichen Wiederholung, die jeweils durch einen zusätzlichen Zug (*trait*), einen weiteren Gang, einen Rück-gang und einen *doppelten Zug (retrait)*, den Zug (*trait*) markiert, den sie im Text selbst hinterlassen haben wird." (J. Derrida 1987: 319) Heideggers These, dass es nur innerhalb der Metaphysik das Metaphorische gäbe, nimmt Derrida auf und zeigt, dass mit diesem (von Heidegger nicht näher reflektierten) Begriff der Metapher die ontisch-ontologische Differenz - der Entzug des Seins - unterbestimmt bleibt.

²⁰ J. Derrida, *Der Entzug der Metapher*, in: V. Bohn (Hg.) 1987: 317-355

²¹ vgl. zum Kontext der Metaphertheorie Nietzsches auch den grundlegenden Beitrag von Martin Stingelin: "Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs". Friedrich Nietzsches Lichtenberg-Rezeption im Spannungsfeld zwischen Sprachkritik (Rhetorik) und historischer Kritik (Genealogie) (M. Stingelin 1996)

²² vgl. hierzu ausführlich: J. Derrida 1988: 237f.

Der metaphysische Begriff der Metapher, demzufolge die Metapher die *Übertragung des Sinnlichen auf das Intelligible*, und eben dadurch der ständigen Gefahr der uneigentlichen, begriffsuntauglichen Abnutzung ausgesetzt sei, wiederholt sich - in unterschiedlicher Zuspitzung, wie wir im letzten Abschnitt sahen - in der Philosophiegeschichte von Platon über Aristoteles bis Hegel und Ricœur. Aber ist eben diese Unterscheidung zwischen Begriff und Metapher nicht eine, die insofern ihrerseits eine abnutzende oder gar abgenutzte Metapher darstellt, als sie, um sich selbst als gleichsam witterungsbeständiges Fundament zu *begründen*, den Verlust oder die Auszehrung des ursprünglichen Sinns beklagen muss? Wiederholt sich diese Redefigur des Verlusts nicht ungebrochen in der eingangs erwähnten Kulturkritik der Technik, die im melancholischen Grundton eines verlorenen Lebens anhebt, um ihre *eigene* Introjektion des ‚Toten‘ dem Anderen, Fremden der Technik zu überantworten? Die Kategorie des ‚Ursprungs‘, so gefasst, will - wie Theodor W. Adorno schon in seiner frühen *Metakritik der Erkenntnistheorie* formulierte - ihre reine Identität abschirmen gegen ihren Verfall. Die macht ihren mythischen Zug und die Vorliebe für regressive Mythen aus: “Indem das Erste der Philosophie immer schon alles enthalten soll, beschlagnahmt der Geist, was ihm nicht gleicht, macht es gleich, zum Besitz. Er inventarisiert es; nichts darf durch die Maschen schlüpfen, das Prinzip muss Vollständigkeit verbürgen.” (Th. W. Adorno 1971: 17).²³ Derrida zeigt, der Argumentation Adornos nicht unähnlich, dass es a priori weder ‚die‘ Metaphysik‘ noch ‚die‘ Metaphorik als sauberlich getrennte Sphären des reinen Intelligiblen bzw. unreinen Metaphorischen *gibt*, wohl aber das ‚es gibt Übertragung‘. Ursprungslos gibt die metaphorische *Passage*, insofern sie eben diese metaphorische Opposition von ‚rein‘ versus ‚unrein‘, mit der sich der Begriff von der Metapher begründet, aufs Spiel setzt: Der Text der Metaphysik über die Metapher spricht, unbemerkt, über die Metapher metaphorisch. Folglich ist der metaphysische Begriff der Metapher nicht von der Metapher als einer ihr äußerlichen oder gar feindlichen Grenze umgeben, sondern von ihr durchzogen: Der Entzug des Metaphorein zersetzt die Opposition Metaphysik-Metaphorik, die die Metaphysik ihrerseits zu *setzen* versuchte. Das Sich-Entziehen des Seins gegenüber dem bloß Metaphorischen, dem ja kein eigentlicher, ontologischer Status zugesprochen werden darf, enthält ja genau die Merkmale, die eigentlich

²³ Auf diesem Phantasma des verlorenen Ursprungs beruht die lebensphilosophische Kritik des Vermittelten und Artifizialen: “Stets waltete in der Ursprungstheorie als Bürgschaft ihrer Affinität zur Herrschaft eine Tendenz zur Regression, Hass gegen das Komplizierte. Fortschritt und Entmythologisierung haben diese Tendenz nicht erhellt und getilgt, sondern womöglich noch stärker hervortreten lassen. Der Feind, das Andere, Nicht-Identische ist immer zugleich das von seiner Allgemeinheit Unterschiedene, Differenzierte.” (Th. W. Adorno 1971: 27)

der Metapher zugeeignet worden waren, nämlich sich vom Sein zurückzuziehen (abzunutzen) bzw. dieses aufzuschieben.

Metaphorologisch gewendet, heißt dies: Der Selbstaufschub des sich entziehenden Seins ermöglicht oder bedingt gerade die tropischen Figuren wie ‚eigentlich-uneigentlich‘ innerhalb der Metaphysik selbst. Die Metaphysik ‚als Trope‘, als metaphorischer Umweg, besteht darin, dass sich das Sein ‚selbst‘, das ‚eigentliche‘ Sein, nur dank einer metaphorisch-metonymischen Verschiebung benennen lässt, da es sich ja nur offenbaren kann, indem es sich in einer epochalen, d.h. sich vom Schatten der Abbilder *abschattenden Ur-Idee* zurückzieht. Seine Bestimmung als dem der Schattenwelt verborgenes und diesem also entzogenen Sein führt selbst den ‚Entzug‘ ein: die These von der Verhüllung oder Verbergung des Seins. Dieser im Diskurs der Metaphysik passierende Selbstentzug artikuliert sich nun genau in der metaphorischen Ambiguität des ‚als‘, in dem sich ja auch die anthropologischen Mediendiskurse unter negativem wie positivem Vorzeichen bewegten, obwohl sie das Sein der Medien definieren wollten: Die Turingmaschine *als* Quasi-Subjekt, das Medium *als* Erweiterung der menscheigenen Sinne. Epistemologisch gewendet heißt dies: Das Sein *als* solches, *als* eigentliches, das Heimat des Begriffs sein soll, ist in seiner Definition selbst von diesem differentiellen, das Sein aufschiebenden ‚Als-Ob‘ der Metapher durchzogen, etwa in der platonischen Bestimmung des Seins *als* ‚Eidos‘ usw. Der Gebrauch der Metaphorik, ihr ‚usueller‘ Status, wohnt der Sprache der Metaphysik notwendigerweise inne.

Will man nun - so Derridas Schlussfolgerung - weder bloß metaphorisch noch metaphysisch über das Sein sprechen, bedarf es einer weiteren, supplementierenden „Metaphern-Faltung“, eines Entzugs der Metaphysik, das heißt: eines Entzug des Entzug des Seins. In der Bestimmung des Metaphorischen muss ein weiterer Zug bzw. Entzug hinzukommen: es gibt - so Derridas Verschiebung gegenüber Heideggers Metapher von der ‚Sprache-als-Haus‘, einen Entzug, der erst von der ontisch-ontologischen Differenz sprechen lässt. Es ist die Wendung zum medialen Ausschnitt oder *auf-reissenden Einschnitt*, der die jeweilige Nähe von Erscheinungen stiftet, aber *als* Auf-Riß nicht vertraut, heimisch oder anwesend gemacht werden kann. Dieser Gestalt *verleihende* Riss hat keine ‚eigene‘ Phänomenalität, sondern gibt diese von sich frei. Der Entzug der Metapher verortet sich also nicht in der Instanz einer ontologischen Kopula. Das *Es gibt* des *Re-Traits* (Rückzugs) ist weder eigentlich, noch

buchstäblich noch bloß bildlich (metaphorisch), sondern - als Auf-Riss - der Aufschub der Differenz ‚selbst‘, die sich von sich als einer eigenen, eigentlichen Identität unterscheidet.

In der Bestimmung des Computers *als* Medium zeigte sich diese Metaphorizität als Übertragbarkeit von weder bloß eigentlichen noch uneigentlichen Metaphern, ohne die die multimediale Metaphoriken oder Repräsentationen bloßer Schein wären. Bereits die Binnenanalyse des Computers, genauer: das rein stellenwertige Übertragen oder Repräsentieren vermittelt des binären Codes (M. Burckhardt 1998, W. Hagen 1997) hatte gezeigt, dass die mediale Kluft zwischen dem Prozessor und seiner *symbolisch* strukturierten Programmierung nicht (in welcher Hardware auch immer) zu schließen, nicht aufzuheben ist: Programmiersprachen sind ebenso wie die ‚hochsprachlichen‘ Quellcodes *Re-Präsentationen* des Prozessors, nicht der ‚selbst‘. In diesem Sinne sind Programmiersprachen ebenso wie die von ihnen bereitgestellten Betriebssysteme und Anwenderprogramme ausschnittshafte Dissimulationen, d.h. Verstellungen und Verbergungen. Eben diese Dissimulation geschieht bereits in der nicht als ‚große‘ kontinuierliche Geschichte beschreibbaren Abfolge der Programmiersprachen und -stile, insofern beliebig ‚voreingestellte‘ und (aus der Perspektive des Anwenders wie des Programmierers) imaginär konfigurierbare Schnittstellen in die ‚rein stellenwertige‘ Transitionslogik des binären Codes *übersetzt* werden müssen. Und diese Übertragung ist keineswegs symmetrisch mit der Metaphorik, die sie legitimieren (Metapher der *Interaktion* etwa). Die mediale Nichtkoinzidenz des digitalen Mediums mit sich selbst wiederholt sich auf der metaphorischen Ebene der graphischen Benutzeroberflächen und ihrer ikonischen Gestaltung, wie kindgerecht letztere auch immer veranschaulicht werden mag. Solche Metaphorik steigert sich sodann, wenn die digitale Repräsentation vormaliger Aufzeichnungs- und Übertragungsmedien ikonisiert und programmiert werden, Denn es werden hierbei ja nicht nur die vormaligen medialen Apparate als Apparate simuliert, sondern ebenso bisher als medienspezifisch geltende Darstellungsweisen und Erzählformen vermischt, hybridisiert, um - vom bloßen Recycling abgesehen - neue Formen und Techniken der Wahrnehmung, der Komposition und der Montage auszuloten.²⁴

Die *Schnittstelle* zwischen Mensch und Medium bleibt auch unter digitalem Vorzeichen eine, die nur in Gestalt *imaginärer* Interfaces zugänglich ist. Sie als *Symbiose* von Technik und Subjekt zu apostrophieren, ist ein ebenso metaphorischer Kurzschluss wie das

²⁴ Fallanalysen zur Kunst dieser inter-medialen Überschneidung finden sich unter anderem in: B. Naumann (Hg.) 1993, C. Kravagna (Hg.) 1997, T. Birkenhauer/A. Storr (Hg.) 1998, Y. Spielmann/G. Winter 1999, S. Schade/ G. C. Tholen (Hg.) 1999

apokalyptische Bild, dass der Mensch *sich* durch elektronische Medien und Prothesen *von sich*, von seiner ‚eigenen‘ Zwischenleiblichkeit, entferne oder gar diese verlöre. Vielmehr *passiert* die metaphorische Unbeständigkeit im digitalen Medienverbund dergestalt, dass der gespenstische, intermediale Zwischenraum als Oberfläche selbst sichtbar wird: Peter Greenaways Filme stellen diese computergenerierbaren Interfaces ebenso aus wie Video- und Performance-Installationen, die zu einer postdramatischen Ästhetik des Theaters²⁵ geführt haben. Mit der Verwendung der neuen Medien, d.h. der Inszenierbarkeit simulierter Oberflächen (Blickbeziehungen, Sichtweisen), zerstreuen und unterbrechen sich also bestimmte epische Formen der geschlossenen, kontinuierlichen Erzählung; und zwar durch die disseminierende Per-Formanz des Theaters, der Installation und des Tanzes selbst. Denn ihre Theatralität geschieht als mediale Ex-Position vorläufiger, ‚uneigentlicher‘ Aussagen und Gesten. Und zwar so, dass die medialen Brüche der – stets medial eingerahmten – Gesten, Stile und Erzählweisen sichtbarer und demontierbarer werden. Wenn es stimmt, dass die heutige Kunst, von den frühen Videoinstallation²⁶ über die nicht-klassische Tanzperformance bis zu postdramatischen Montagen des Theaters, die Frage nach dem Ort des Körpers neu und anders stellt, dann geschieht dies bewusst als hybride Performierung bzw. Perforierung der vermeintlichen Leibunmittelbarkeit des Körpers. Per-Formanz heißt hier: Reflexion und Verschiebung phantasmatischer Selbst- und Vorbilder des Menschen, insofern diese zunehmend als körperzentrierte Vorbilder medial inszeniert werden – von den Talkshows der endlosen Selbstbekenntnisse²⁷ bis zu den Wunschkörpern im Cyberspace. Performanz-Kunst ist in diesem Sinne eine, die die traditionelle Erzählung der Übereinstimmung des Ich mit sich selbst ironisch oder karnevalesk bricht. Als Horizontverschiebung fragmentarisiert das künstlerische Experiment zugleich die telematisch sich aufspreizende Identifikation mit den sich globalisierenden Normen einer homogenen Kultur, indem sie deren Differenzen nivellierendes Vergessen ins Gedächtnis ruft. Die Übertragung dieser dezentrierenden Intervention innerhalb des globalen Kommunikationsnetzes selber kann nur als Desillusionierung der homogenisierenden Metapher der vernetzten, ‚gemeinschaftlichen‘ Kommunikation, und vor allem als Unterbrechung der Botschaft, das Medium selbst sei die frohe Botschaft, gelingen.

²⁵ vgl. hierzu ausführlich: H.-Th. Lehmann 1999

²⁶ vgl. hierzu grundlegend: S. Flach 1999

²⁷ vgl. hierzu: G. C. Tholen 2000

McLuhans Diktum, dass das, was in Medien *erscheint*, andere Medien seien, wird lesbar nur, wenn der Status dieses Erscheinens selbst zum Fokus medientheoretischer Reflexion wird. Weder Mittel noch Milieu, verwies uns die Metaphorik der Medien darauf, sie als Mit-Teilung, als *Mit-Teilbarkeit* zu verstehen, d.h. als in jedem Wortsinn partiale Einrahmung und Entrahmung des Wahrnehmbaren und Mitteilbaren (Sichtbaren, Hörbaren). Die Metaphorik der Medien ist die der re-produktiven Einbildungskraft, wen man unter Re-Produktion (wie es schon Heidegger bei Kant herauszulesen versuchte²⁸) die *vor-weg-nehmende* Einbildungskraft situiert, d.h. die in ihrer imaginären Zeitlichkeit sich vorwegnehmende, hinzukommende Antizipation der Gestaltfixierung und Gestaltauflösung. Die Mit-Teilbarkeit der Medien hat als solche keinen vorgegebenen Ort. Sie kommt, schockhaft oder zumindest überraschend, dazwischen.

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W. 1971: Zur Metakritik der Erkenntnistheorie. Studien über Husserl und die phänomenologischen Antinomien. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 5. Frankfurt a. M., S. 7-246

Aristoteles 1972: Poetik. Leipzig

Bahr, Hans-Dieter 1983: Über den Umgang mit Maschinen. Tübingen

Bahr, Hans-Dieter 1999: Medien und Philosophie. Eine Problemskizze in 14 Thesen. In: Sigrid Schade/Georg Christoph Tholen (Hrsg.): Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien, S. 50-68

Birkenhauer, Theresia/Starr, Annette (Hrsg.) 1998: Zeitlichkeiten – Zur Realität der Künste. Theater, Film, Photographie, Malerei, Literatur. Berlin

Black, Max 1996: Die Metapher [1954]. In: Anselm Haverkamp (Hrsg.): Theorie der Metapher [2.Aufl.]. Darmstadt, S. 55-79

Blumenberg, Hans 1998: Paradigmen zu einer Metaphorologie. Frankfurt a. M.

Bolz, Norbert 1990: Abschied von der Gutenberg-Galaxis. Medienästhetik nach Nietzsche, Benjamin und McLuhan. In: Jochen Hörisch/Michael Wetzel (Hrsg.): Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870 bis 1920. München, S. 139-156

Bolz, Norbert/Kittler, Friedrich/Tholen, Georg Christoph (Hrsg.): Computer als Medium. Literatur und Medienanalysen. Bd. 4. München

²⁸ vgl. hierzu: G. C. Tholen 1996 b

- Burckhardt, Martin 1998: Unter Strom. Der Autor und die elektromagnetische Schrift. In: Sybille Krämer (Hrsg.): Medien. Computer. Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien. Frankfurt a. M., S. 27-54
- Burgin, Victor 1999: Jennis Zimmer. In: Schade/Tholen (Hrsg.): Konfigurationen., S. 94-103
- Coy, Wolfgang 1994: Aus der Vorgeschichte des Computers. In: Bolz/Kittler/Tholen (Hrsg.): Computer als Medium, S. 19-38
- De Kerckhove, Derrick 1995: Schriftgeburten. Vom Alphabet zum Computer. München
- Derrida, Jacques 1987: Der Entzug der Metapher. In: Volker Bohn (Hrsg.): Romantik. Literatur und Philosophie [Internationale Beiträge zur Poetik], Frankfurt a. M., S. 317-355
- Derrida, Jacques 1988: Die weiße Mythologie. Die Metapher im philosophischen Text. In: Ders.: Randgänge der Philosophie. Wien, S. 205-258
- Derrida, Jacques 1994: Kraft der Trauer. In: Michael Wetzels/Herta Wolf (Hrsg.): Der Entzug der Bilder. Visuelle Realitäten. München, S. 13-36
- Dotzler, Bernhard/Friedrich Kittler (Hrsg.) 1987: Alan M. Turing. Intelligence Service. Schriften. Berlin
- Dotzler, Bernhard 1996a: Papiermaschinen. Versuch über Communication & Control in Literatur und Technik. Berlin
- Dotzler, Bernhard 1996b: Babbages Rechen-Automate. Ausgewählte Schriften. Wien. New York
- Esposito, Elena 1998: Fiktion und Virtualität. In: Sybille Krämer (Hrsg.): Medien. Computer. Realität., S. 269-296
- Flach, Sabine 1999: "Körper-Szenarien". Zur ästhetischen Funktion und Bedeutung des Körpers in Videoinstallationen [Inaugural-Dissertation Dr. phil., Fachbereich Kunst, Universität GH Kassel, Druck in Vorbereitung]
- Galison, Peter 1997: Die Ontologie des Feindes. Norbert Wiener und die Vision der Kybernetik. In: Hans-Jörg Rheinberger/Bettina Wahrig-Schmidt/Michael Hagner (Hrsg.): Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur. Berlin, S. 281-324
- Glanville, Ranulph 1988: Objekte. Berlin
- Hagen, Wolfgang 1989: Die verlorene Schrift. Skizzen zu einer Theorie der Computer. In: Friedrich Kittler/Georg Christoph Tholen (Hrsg.): Arsenale der Seele. Literatur- und Medienanalysen. Bd. 1. München, S. 187-202
- Hagen, Wolfgang 1994: Computerpolitik. In: Bolz/Kittler/Tholen (Hrsg.): Computer als Medium, S. 139-160

- Hagen, Wolfgang 1996: Mediendialektik. Zur Archäologie eines Scheiterns. In: Rudolf Maresch (Hrsg.): Medien und Öffentlichkeit. Positionierungen. Symptome. Simulationsbrüche. München, S. 41-65
- Hagen, Wolfgang 1997: Der Stil der Sourcen. In: Martin Warnke/Wolfgang Coy/Georg Christoph Tholen (Hrsg.): HyperKult. Geschichte, Theorie und Kontext digitaler Medien. Frankfurt a. M., S. 33-68
- Habermas, Jürgen 1968: Technik als Wissenschaft und Ideologie. Frankfurt a. M.
- Hamacher, Werner 1998: Entferntes Verstehen. Frankfurt a. M.
- Hart Nibbrig, Christiaan Lucas 1994: Was heißt "Darstellen"?. Frankfurt a. M.
- Haverkamp, Anselm 1996: Theorie der Metapher [2. Aufl.]. Darmstadt
- Henle, Paul 1996: Die Metapher [1958]. In: Anselm Haverkamp (Hrsg.), Theorie der Metapher, S. 80-105
- Hodges, Andrew 1989: Alan Turing, Enigma. Berlin
- Kant, Immanuel 1983, Kritik der Urteilskraft. In: Ders.: Werke in zehn Bänden [hg. v. Wilhelm Weischedel]. Darmstadt
- Kittler, Friedrich 1986: Grammophon. Film. Typewriter. Berlin
- Kittler, Friedrich 1989: Die künstliche Intelligenz des Weltkriegs: Alan Turing. In: Ders./Georg Christoph Tholen (Hrsg.): Arsenale der Seele. Literatur- und Medienanalyse seit 1870. München 1989, S. 187-202
- Kittler, Friedrich 1993. Draculas Vermächtnis. Technische Schriften. Leipzig
- Kittler, Friedrich 1993a: Es gibt keine Software. In: Ders., Draculas Vermächtnis, S. 225-242
- Kittler, Friedrich 1998: Hardware, das unbekannte Wesen. In: Sybille Krämer (Hrsg.): Medien. Computer. Realität., S. 119-132
- Krämer, Sybille 1995: Vom Trugbild zum Topos. Über fiktive Realitäten. In: Stefan Iglhaut u.a. (Hrsg.): Illusion und Simulation. Begegnung mit der Realität. Stuttgart, S. 130-137
- Krämer, Sybille 1996: Die Eigensinnigkeit der Medien. (Vortrag, gehalten am 24.10. 1996 im Rahmen der Ringvorlesung "Medien, Computer, Realität. Zur Veränderung unserer Wirklichkeitsvorstellungen durch die Neuen Medien", FU Berlin, Manuskriptfassung, S. 1)
- Krämer, Sybille 1997: Vom Mythos "Künstliche Intelligenz" zum Mythos "Künstliche Kommunikation" oder: Ist eine nicht-anthropomorphe Beschreibung von Internet-Interaktionen möglich? In: Stefan Münker/ Alexander Roesler (Hrsg.): Mythos Internet. Frankfurt a. M., S. 83-107

- Krämer, Sybille 1998: Was haben die Medien, der Computer und die Realität miteinander zu tun? (Einleitung). In: Dies. (Hrsg.): Medien. Computer. Realität, S. 9-26
- Krämer, Sybille 1998: Das Medium als Spur und als Apparat. In: Dies. (Hrsg.): Medien. Computer. Realität., S. 73-94
- Lacan, Jacques 1975: Die Metapher des Subjekts. In: Ders., Schriften II. Olten und Freiburg i.Br., S. 56-60
- Lacan, Jacques 1980: Das Ich in der Theorie Freud und in der Technik der Psychoanalyse [Das Seminar II/1954-1955]. Olten und Freiburg i. Br.
- Laurel, Brenda 1991: Computers as Theatre. Reading (Mass.)
- Lehmann, Hans-Thies 1999: Postdramatisches Theater
- Lenger, Hans-Joachim 1999a: Host – Point – Poll. Ist Medientheorie “ontologisch”? In: Schade/Tholen (Hrsg.): Konfigurationen, S. 69-79
- Lenger, Hans-Joachim 2000: Vom Abschied. Ein Essay zur Differenz [Manuskript]
- Luhmann, Niklas 1988: Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt? In: Hans Ulrich Gumbrecht u.a. (Hrsg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt a.M., S. 884-908
- Maes, Pattie 1994: Agents that Reduce Work and Information Overload. In: Communications of the ACM, July 1994, Vol. 37, No 7, S. 30-40
- Man, Paul de 1996: Epistemologie der Metapher [1977]. In: Anselm Haverkamp (Hrsg.): Theorie der Metapher, S. 414-437
- Man, Paul de 1988: Allegorien des Lesens. Frankfurt a. M.
- McLuhan, Marshall 1968: Die magischen Kanäle [“Understanding Media”]. Düsseldorf.Wien
- Nancy, Jean-Luc 1994: Die Kunst – ein Fragment. In: Jean-Pierre Dubost (Hrsg.): Bildstörung. Gedanken zu einer Ethik der Wahrnehmung. Leipzig, S. 170-184
- Naumann, Barbara (Hrsg.) 1993: Vom Doppelleben der Bilder. München
- Nietzsche, Friedrich 1980: Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, Bd. 1, S. 880-881
- Nöth, Winfried/Karin Wenz (Hrsg.) 1998: Medientheorie und die digitalen Medien [Intervalle 2. Schriften zur Kulturforschung]. Kassel
- Pflüger, Jörg 1994: Über die Verschiedenheit des maschinellen Sprachbaus. In: Bolz/Kittler/Tholen (Hrsg.): Computer als Medium, S. 139-160
- Pflüger, Jörg 1997: Distributed Intelligence Agencies. In: Warnke/Coy/Tholen, HyperKult, S. 433-460
- Plissart, Marie-Françoise/Jacques Derrida 1985: Recht auf Einsicht

- Ricœur, Paul 1996: Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik [1972]. In: Anselm Haverkamp (Hrsg.): Theorie der Metapher, S. 356-378
- Schade, Sigrid 1997: Gedächtnis-Lücke-Kunst. Zu Vera Frenkels Inszenierung von Erinnerung in der Videoinstallation ‚From the Transit Bar‘. In: Claudia Öhlschläger u.a. (Hrsg.): Körper-Gedächtnis-Schrift. Der Körper als Medium kultureller Erinnerung. Berlin, S. 57-72
- Schefe, Peter 1997: Prolegomena zu einer Agentologie. In: Martin Warnke/Wolfgang Coy/Georg Christoph Tholen (Hrsg.): HyperKult, S. 411-432
- Schneider, Irmela 1997: Von der Vielsprachigkeit zur “Kunst der Hybridation”. Diskurse des Hybriden. In: Dies./Christian W. Thomson (Hrsg.): Hybridkultur. Medien. Netze. Künste. Köln, S. 13-66
- Schreiber, Jens 1994: Stop Making Sense. In: Bolz/Kittler/Tholen (Hrsg.): Computer als Medium, S. 91-110
- Schmidt, Siegfried J. 1998: Medien: Die Kopplung von Kommunikation und Kognition. In: Sybille Krämer (Hrsg.): Medien. Computer. Realität, S. 55-72
- Seel, Martin 1998: Medien der Realität und Realität der Medien. In: Sybille Krämer (Hrsg.): Medien. Computer. Realität., S. 244-268
- Spielmann, Yvonne/Winter, Gundolf 1999: Bild - Medium – Kunst. München
- Sojcher, Jacques 1969: La métaphore généralisée. In: Revue international de Philosophie 23, S. 58-68
- Stingelin, Martin 1996: “Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs”. Friedrich Nietzsches Lichtenberg-Rezeption im Spannungsfeld zwischen Sprachkritik (Rhetorik) und historischer Kritik (Genealogie)
- Tagg, John 1997: Ein Diskurs (dem die vernünftige Form fehlt). In: Christian Kravagna (Hrsg.): Privileg Blick. Kritik der visuellen Kultur. Berlin, S. 175-200
- Tholen, Georg Christoph 1994: Platzverweis. Unmögliche Zwischenspiele von Mensch und Maschine. In: Norbert Bolz/Friedrich Kittler/ Georg Christoph Tholen (Hrsg.): Computer als Medium. Literatur- und Medienanalysen. Bd. 4. München, S. 11-138
- Tholen, Georg Christoph 1996a: Ende des Menschen? In: Lab. Jahrbuch 1995/96 für Künste und Apparate [Hrsg.: Kunsthochschule für Medien Köln]. Köln, S. 320-324
- Tholen, Georg Christoph 1996b: Einschnitte. Zur Topologie des offenen Raumes bei Heidegger. In: Ders./Michael Scholl (Hg.): DisPositionen. Beiträge zur Dekonstruktion von Raum und Zeit. Kassel 1996, S. 23- 36

- Tholen, Georg Christoph 1999a: Geschwindigkeit als Dispositiv. Zum Horizont der Dromologie im Werk Paul Virilios. In: Joseph Jurt (Hrsg.): Von Michel Serres bis Julia Kristeva. Freiburg i.Br., S. 135-162
- Tholen, Georg Christoph 1999b: Der blinde Fleck des Sehens. Über das raumzeitliche Geflecht des Imaginären. In: Jörg Huber/Martin Heller (Hrsg.): Konstruktionen. Sichtbarkeiten [Interventionen 8], Wien. New York, S. 191-214
- Tholen, Georg Christoph 2000: Selbstbekenntnisse im Fernsehen. Eine neue Variante im panoptischen Diskurs der Kontrollgesellschaft. In: Sabine Flach/ Michael Grisko (Hrsg.): Fernsehperspektiven. Aspekte zeitgenössischer Fernsehkultur, München, S. 144-161
- Turing, Alan 1987a: Über berechenbare Zahlen mit einer Anwendung auf das Entscheidungsproblem. In: B. Dotzler/F. Kittler (Hrsg.): Alan Turing, S. 17-60
- Turing, Alan 1987b: Intelligente Maschinen. In: B. Dotzler/F. Kittler (Hrsg.): Alan Turing, S. 81-114
- Turkle, Sherry 1998: Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet. Reinbek bei Hamburg
- Waldenfels, Bernhard 1998: Experimente mit der Wirklichkeit. In: Sybille Krämer (Hrsg.), Medien. Computer. Realität, S. 213-243
- Warnke, Martin 1997: Das Medium in Turings Maschine. In: Ders. u.a. (Hrsg.): HyperKult, S. 69-82
- Whately, Richard 1846: Elements of Rhetoric. London
- Weber, Samuel 1999: Virtualität der Medien. In: Schade/Tholen (Hrsg.): Konfigurationen, S. 35-49
- Weinrich, Harald, Semiotik der kühnen Metapher. In: Anselm Haverkamp (Hrsg.), Theorie der Metapher, S. 316-339
- Wiener, Oswald 1990: Probleme der Künstlichen Intelligenz. Berlin
- Wiesing, Lambert 1997: Die Sichtbarkeit des Bildes. Geschichte und Perspektiven der formalen Ästhetik. Reinbek bei Hamburg
- Zizek, Slavoj 1999: Cyberspace: Von der Möglichkeit, die Phantasmen zu durchqueren. In: Schade/Tholen (Hrsg.): Konfigurationen, S. 104-121

Biobibliographische Notiz zum Autor:

GEORG CHRISTOPH THOLEN, PD Dr. phil., stellv. Direktor des Wissenschaftlichen Zentrums für Kulturforschung an der Universität Gesamthochschule Kassel. Vertretungsprofessur für Medienwissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena (WS 98/99). Forschungsschwerpunkte: Kultur- und Medientheorie, Raum und Zeit,

Blickverhältnisse, Erinnern und Vergessen. Gastkurator am Museum für Gestaltung, Zürich (1993) und Centrum für Gegenwartskunst, Linz (1995). Veröffentlichungen u. a.:
Wunsch-Denken. Versuch über den Diskurs der Differenz, Kassel 1986; (Hrsg. zusammen mit M. Scholl): *Zeit-Zeichen. Aufschiebe und Interferenzen zwischen Echtzeit und Endzeit*, Weinheim 1990; (Hrsg. zusammen mit M. Heller und M. Scholl): *Zeitreise. Bilder-Maschinen-Strategien-Rätsel*, Basel und Frankfurt a. M. 1993; (Hrsg. zusammen mit N. Bolz und F. Kittler): *Computer als Medium*, München 1994; (Hrsg. zusammen mit M. Sturm und R. Zendron): *Phantasima und Phantome. Gestalten des Unheimlichen in Kunst und Psychoanalyse*, Linz 1995; (Hrsg. zusammen mit E. Weber): *Über das Vergessen(e). Anamnesen des Undarstellbaren*, Wien 1997; (Hrsg. zusammen mit M. Scholl): *DisPositionen. Beiträge zur Dekonstruktion von Raum und Zeit*, Kassel 1997; (Hrsg. zusammen mit W. Coy und M. Warnke): *HyperKult. Geschichte, Theorie und Kontext digitaler Medien*, Basel und Frankfurt a. M. 1997